LB675
.G59
K87

WILSON
ANNEX

676

Bogumil Goltz

Leben und Werke

von Theodor Kuttenkeuler

UNIVERSITY OF NORTH CAROLINA

BOOK CARD

Please keep this card in book pocket

OGUMIL-GOLTZ, LEBE

PART TITLE

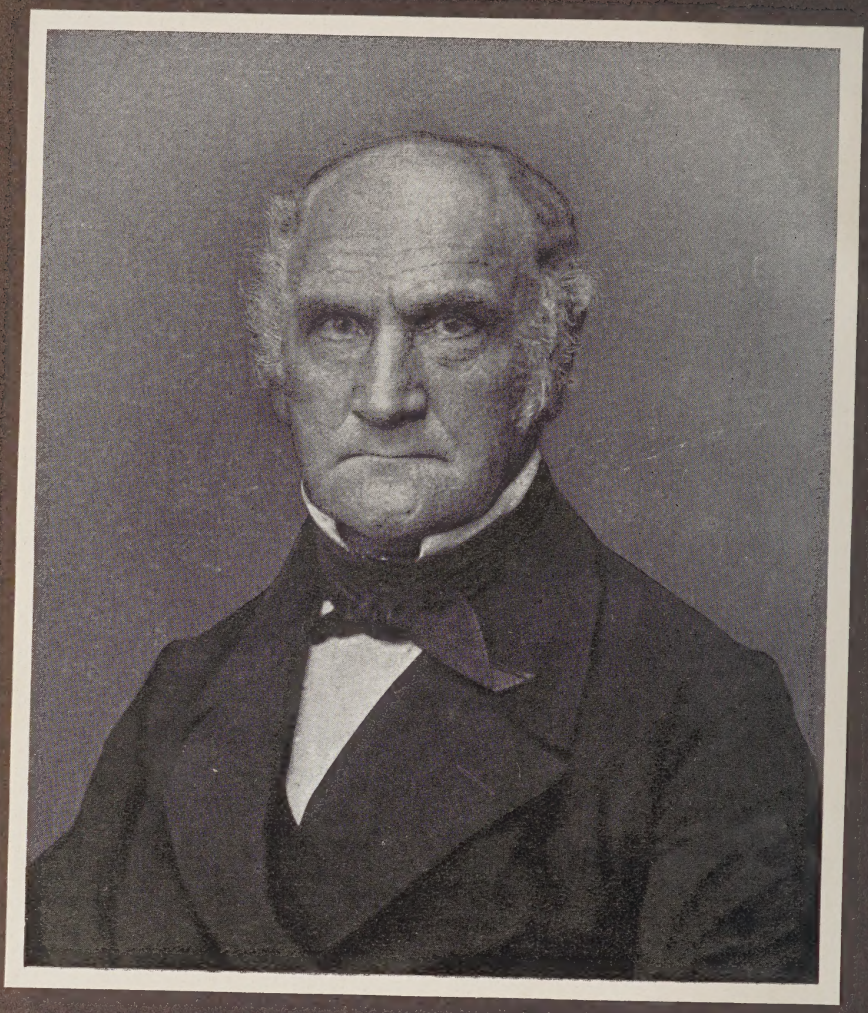
THE LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF
NORTH CAROLINA

ENDOWED BY THE
DIALECTIC AND PHILANTHROPIC
SOCIETIES

LB675
.G59
K87

UNIVERSITY OF N.C. AT CHAPEL HILL
00013576301

VEREIN
für



Der Mann ist so verbissen nicht
als sein Gesicht. —
Auf die Menschheit schimpft
er weidlich,
Mit guten Leuten steht er
sich leidlich;
Seinem ~~[illegible]~~ Kopfe will
Weniges gut scheinen,
Mit seinem Herzen ver-
steht er Manches zu reimen.
Bogumil Goltz

VEREIN
für
Rostocks

Digitized by the Internet Archive
in 2025 with funding from
University of North Carolina at Chapel Hill

https://archive.org/details/bogumilgoltzlebe00kutt

LB675
.C59
K87

Herausgegeben vom Coppernicus-Verein
für Wissenschaft und Kunst zu Thorn

Bogumil Goltz
Leben und Werke

von Dr. Theodor Kuttenkeuler

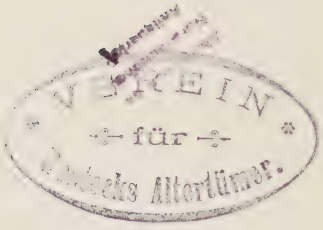
Gedruckt und verlegt bei A. W. Kafemann, Danzig 1913

3/11/72

„Ich bin kein ausgeklügelt Buch,
Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch."

Meiner lieben Mutter!

„Noch habe ich nicht meiner Mutter gedacht . . Aber es spricht selten ein Menschenkind davon, weil es sich von selbst versteht, weil der Gedanke an Vater und Mutter zur unmittelbaren Lebensempfindung gehört, wie Atmen und Bewußtsein, Luft und Licht." B. G.


VEREIN
für
Lübecks Altertümer.

Vorwort.

Menschen der Vergangenheit interessieren entweder durch das, was sie geleistet, oder durch das, was sie waren. Jene wird man studieren, um ihre Werke besser zu verstehen, um sie als Glieder in die Ketten des geschichtlichen Verlaufs einzuordnen und zu bewerten, diese um ihrer selbst willen mit dem Endzweck der Bereicherung unseres Wissens vom Menschen. Einen Versuch der zuletzt genannten Art stellt vorliegendes Werkchen dar.

Bogumil Goltz ist ein Original von seltsamster Struktur, eine problematische Natur. Das freut ihn, schmerzt ihn, das quält und interessiert ihn am meisten von allen Dingen der Welt. Seines Gemütes tiefstes Verlangen ist Wunderbestaunung, die eigene Person das seltsamste Wunder; seines Kopfes unermüdliches Bemühen Rätselraten, er selbst das Rätsel. So errang er eine ebenso feine Fühlung wie scharfsinnige Kenntnis von sich selbst. Die Akten darüber liegen in seinen Werken vor, so treu, lebendig und vollständig, wie man sie selten in der Literatur vorfindet. Sinnlichste Ausdruckskunst und erstaunliche Unfähigkeit zur Objektivität erhöhen den Wert dieser Bücher als Dokumente über die Person des Verfassers. Nicht leicht dürfte sogar über einen Lebenden ein so vollständiges Material zur Feststellung des psychischen Befundes aufzutreiben sein. Dies sei jenen gesagt, die einen Bogumil Goltz einer eingehenden Betrachtung nicht für wert und Mehrung unserer psychologischen Menschenkenntnis durch Studium Toter überhaupt wegen Unzulänglichkeit des Materials für fraglich halten sollten.

Doch noch andere Ziele habe ich mir gesteckt. Mehrere von Goltz' Büchern erschienen auch an sich seltsam genug, um sie als literarische Erzeugnisse zu würdigen. Das geschah nicht kuriositätssüchtigen Bibliophilen zuliebe. Auch durfte ich mich nicht vorzugsweise um sichere literatur- und philosophiegeschichtliche Eingliederung zwischen Vorgänger und Fortsetzer bemühen. Das hätte für einen Mann wie Goltz jedenfalls nichts als Totengräberarbeit bedeutet; ist übrigens ein Unternehmen, das zu versuchen bisher noch niemand müßig und verständnislos genug war, dessen Unmöglichkeit aber mancher Goltz-Kenner mit Recht — wie ich an seinem Orte zeigen werde — anerkannt hat. Nein, in dieser Schrift will ich auch — ohne freilich stets mit dem Finger darauf hinzuweisen,

jedoch dem aufmerksamen Leser unverhohlen — Goltz als einen zu guten Teilen Unveralteten oder wieder Zeitgemäßen zu verdienten Ehren bringen.

Im neuen Jahrhundert, wo wir die Unvollkommenheit aller noch so ehrlichen Objektivität in der Weltbetrachtung nach und nach einzusehen so glücklich sind, nachdem wir uns sogar von der Chamäleonsnatur der angeblich unbestechlichen Logik der Zahlen in der objektivsten aller Wissenschaften, der Statistik, überzeugen mußten, wo wir uns nun allmählich aufraffen, die vollkommene wissenschaftliche Objektivität, dieses blasse Ideal des neunzehnten Jahrhunderts als einen Wahn von uns abzustreifen und daher mehr Lust verspüren, jeden, der im Besitz einer selbsterworbenen Weltanschauung ist, es mit der Vertretung seiner Ansichten ernst meint und sie in sachgemäßer Weise zu vertreten vermag, ruhig anzuhören, eben nur weil wir an ihm als an einem Eigenen, Ganzen Gefallen finden, da ist viel Nachfrage nach Menschen, die bei oder besser trotz weitem Wissen und ausgeprägtem Gerechtigkeitssinn starke Selbständigkeit, originelle Natur bewahren. Ein solcher Mann ist — gleichgiltig ob wir ihm schließlich zustimmen oder nicht — allemal der Mühe, ihn kennen zu lernen, wert. Als solchen Goltz darzustellen, war mein Hauptbemühen. Um aber seinen Kerncharakter rundum, wie er war, zu versinnlichen, dazu mußte ich hie und da ein Stück seines lebendigen Affektes nacherzeugen. Wo es galt, auch gegen ihn. Grobianen muß man grob kommen, will man gerecht gegen sie sein. Feinheit und Kühle wäre Tücke.

Die in dieser Schrift gegebene Darstellung des Goltzischen Lebens und Schaffens beruht auf Durchforschung der gesamten schriftlichen Hinterlassenschaft des Autors, welche mir Fräulein Marie Brohm in Thorn und Herr Oberstleutnant z. D. Bernhard Goltz in Naumburg a. S. in freisinnigster Weise zur Verfügung stellten. Ich sage ihnen dafür an dieser Stelle meinen herzlichsten Dank. Durch Mitteilung von Briefen, archivalischen und literarischen Nachweisen und durch andere Gefälligkeiten haben mich ferner unterstützt die Herren Dr. G. Büttner, Dr. H. Houben, Buchhändler H. Kempert, Geheimer Hofrat Prof. Dr. Köster, Helmut Saran, Prof. Dr. Spranger, Prof. Dr. Witkowski und Dr. H. Zimmer in Leipzig, Prof. Boethke †, Direktor a. D. Dr. A. Prowe, Prof. Dr. F. Prowe, Rektor Rebeschke und Prof. Semrau in Thorn, Frau Dr. Schultz in Thorn-Waldau, Prof. Dr. Jacobson in Allenstein, Frau Prof. Dr. Horowitz und Herr Dr. E. Janke in Berlin, Prof. Dr. Armstedt, Prof. Dr. Loch und Fräulein Anna Mühle in Königsberg i. Pr., Mr. Miller am British Museum in London, Kreissekretär Döring † in Marienwerder, Frau Geheime Regierungsrat N. Lazarus in Meran, Herr Prof. Dr. Hyacinth Holland in München und Dr. O. E. Deutsch in Wien. Gegen alle diese weiß

ich mich dankbarer Gesinnung ebenso wie gegen den Coppernicus-Verein für Wissenschaft und Kunst zu Thorn, der, um seines verewigten Ehrenmitgliedes, Bogumil Goltz, Andenken bemüht, mein Werk unter die eigenen Schriften aufgenommen hat. Und meiner Freundin Annelies Wagner schüttele ich für manche fleißige Handreichung bei der Arbeit zumal fürs Korrekturlesen, die Rechte.

Leipzig, im Juni 1913. **Theodor Kuttenkeuler.**

Kindheit.

Bogumil Goltz wurde geboren am 20. März 1801 in Warschau. Hier verlebte er seine erste Kindheit. Diese Stadt hatte damals durch den lebendigeren Verkehr des neuen Jahrhunderts noch nichts von ihrer Eigenart verloren; sie bot noch durchaus das Bild eines Berührungspunktes zweier Welten. Schreiende Kontraste überall: Die vorangegangenen schwelgerischen Hofhaltungen der Könige aus sächsischem Hause hatten hier zu der morgenländischen Üppigkeit der alten Jagellonenfürsten französische Eleganz gesellt, und seltsam erhoben sich die Prachtpaläste stolzer Wojewoden und Starosten empor aus der armseligen Nachbarschaft schmutziger Schindelkabachen. Auf den Gassen und Marktplätzen ein Gewimmel von Schacherjuden, Soldaten und nationalgekleideten Edelleuten, Zigeunern, Russen, Armeniern, von Fremden, Glücksrittern und Virtuosen aus allen Enden der Welt. Dies war der Ort, an dem um eben dieselbe Zeit der Romantiker E. T. A. Hoffmann während eines dreijährigen Aufenthalts jene abenteuerlichen Gestalten, die in seinen tollen Geschichten spuken, beobachtete und in seine Phantasie aufnahm. Nicht weniger zu schaffen machten derlei bunte Bilder den neugierigen Kinderaugen des kleinen Bogumil, so oft das mit Bitten bestürmte Hausgesinde sich erweichen ließ, ihn in all den Trubel mitzunehmen. Es verlohnte sich aber oft auch wirklich der Aufregung; ereigneten sich doch in Warschau noch richtige Märchen bei lichtem Tage. Da sprang gelegentlich einer Volksfestlichkeit in einem öffentlichen Garten eine Fontäne von rotem Wein zur Erquickung für jedermann, und auf offenem Markte drehte man einen ganzen Ochsen mit Lämmern im Bauch über einem Höllenfeuer am Spieße, bis zuletzt die Soldaten den halbgaren Braten mit ihren Säbeln zerhieben und verzehrten. Doch bedurfte es nicht gerade solcher Wunder erster Ordnung, die geringsten Dinge schon versetzten die Phantasie des Kindes in nachhaltigste Erregung und prägten sich ihr so tief ein, daß noch der fünfundvierzigjährige Mann aus solchen frühen Erlebnissen das farbenfrische „Buch der Kindheit“ zusammenstellen konnte.

Der Vater, Karl Gottlieb Goltz, aus deutscher westpreußischer Familie gebürtig, ehemals Kriminalrat in Marienwerder, war nach der dritten Teilung Polens 1795 von der preußischen Regierung als Vertrauensmann

in das neuerworbene Warschau entsandt, um dort dem gesamten Justizwesen als Stadtgerichtsdirektor vorzustehen. Nebenbei war er mit der Verwaltung der Klostergüter des Landes betraut. Da er sich in dieser Tätigkeit als loyaler Mann erwies, so schenkten ihm die dankbaren Klöster anläßlich der Geburt Bogumils für diesen eine silberne Wiege. Sie fand ihren Platz in dem alten als sagenhafte Geburtsstätte Königs Sobieskis berühmten Tlomacki-Hofe, wo der Herr Stadtgerichtsdirektor ein apartes Haus und Hinterhaus bewohnte, das mit seinen Stallungen und Remisen, Rumpelkammern und winkligen Räumlichkeiten die prachtvollste Gelegenheit zu kindlichen Entdeckungsreisen bot.

„Heimat! Heimat! du süßer, entzückender Laut, du heiliger Sabbath meiner Kindheit und Jugendzeit, o wie wohnst du mir im Herzen! und einst wohnte ich in dir; o wie bist du meiner Seelen Seele, und meiner Sinne heiligster Sinn! O ihr Heimatfluren, wie seid ihr doch meine eigene Natur!“ Solche Worte lieh ihm im Alter die Erinnerung nicht sowohl an Warschau, als vielmehr an den drei Meilen von der Stadt belegenen hübschen elterlichen Landsitz Milanowek, wo die wohlhabende Familie zuzeiten sich aufhielt. Mit den Geschwistern und Dorfkindern sich auf den Fluren zu tummeln, in Stall und Scheune herumzuspionieren, mit den Füllen zu spielen, mit dem Kutscher Freundschaft zu schließen und den Hofhund zu ärgern: solche Freuden machten seinem Herzen dies Stück Erde so lieb, daß er es, das seinem „frühesten Lebenstraum den Grund und Boden, die Luft, die Sonne und den Himmel geliehen“, stets in höherem Sinne für seine wahre Heimat ansah und ihm Verehrung darbrachte als der Mutterscholle, in der er die Wurzeln seiner Kraft innigst gebettet fühlte. Die Familie Goltz erfreute sich nicht lange ihres Besitzes. Feuer vom Himmel und bald darauf der Flintenschuß eines polnischen Soldaten verursachten die Einäscherung des ganzen Gehöftes. „In Folge dessen ward das Gut verkauft, das Land von den Eltern (1809) verlassen, die idyllische Lebensart von uns abbestellt — Milanowek aber keinen Augenblick vergessen, wo wir alle so glücklich gewesen waren!“ [1]

Als Goltz seine Kindheit beschrieb, bemühte er sich sichtlich, e i n trübes Wölkchen darin, wo es irgend anging und gelingen wollte, pietätvoll zu übersehen; das Andenken seiner Mutter. Über sie, Katharina Justina geb. van Koldum, eine Marienwerderer Kaufmannstochter [2], läßt sich heute wenig mehr sagen, als daß sie eine energische Hausfrau von herber Gemütsart gewesen sein muß. Ihr Liebling war Bogumil keineswegs. Häufig leidend, brachte sie für das vorletzte ihrer fünf Kinder nicht so viel Geduld auf als nötig war, um bei seinen freilich reichlichen Kinderstreichen sich in ihrer Liebe zu ihm nicht erschüttern zu lassen. Sie verschuldete den pädagogischen Mißgriff, die Schwächen und Gebrechen des Knaben vor den übrigen Kindern lächerlich zu machen, ja

sie gab ihn bald überhaupt aus der Hand, aus dem Hause. Zuzeiten zweifelte der Sohn gänzlich an der Liebe der Mutter. Und wenn sich dies Mißverhältnis auch wieder etwas ausglich, hat er doch noch Jahre nach ihrem Tode den Rest seiner Bitterkeit darüber in geheimen Lettern verschwiegenem Papiere vertraut[3]. Scheinbar dagegen zeugt all das Tiefinnige, was er in seinen Schriften von der Mutterliebe zu sagen weiß. Aber das erlaubt uns den Tatsachen gegenüber leider nur den Schluß auf den sehnsüchtigen Schmerz, mit dem er die Mutterliebe in seiner Erinnerung entbehrte. „Wenn die Mutter dem Knaben nicht die Hände faltet, so betet er auch nicht als Mann," bedauert er als Sechziger; und noch bedeutungsschwerer klingt jene Klage, in seiner Kindheit um die rechten liebevollen Mutterprügel verkürzt worden zu sein: „O wenn ich doch einmal nur in meinem Leben so geprügelt worden wäre! aber mich haben sie bloß so schlechtweg und ordinär abgeprügelt und das ist ein Verlust für meine ganze Lebenszeit, für Zeit und Ewigkeit zugleich, denn es ist ein Verlust an Mutterliebe, der nimmer einzuholen ist." Man fragt sich: hätten ohne den Mangel mütterlich begütigenden Einflusses die Härten seines Wesens sich nicht gemildert und die Dissonanzen nicht weniger schrill in sein Leben geschrien?

Wo die Mutter versagte, versuchte ein altes treues Hausfaktotum, die Wärterin Neumann — „Neumannsche" genannt — Ersatz zu bieten. Ihrer liebevollen und verwöhnenden Fürsorge blieb Boguschchen — so war der Kosenamen des Knaben — oft ausschließlich überlassen. Sie nahm ihn in Schutz gegen die durchgreifende Strenge der Eltern sowie gegen die älteren Geschwister, die seine Einfälle und Originalitäten als ebenso viel Schwachheiten und Absurditäten verspotteten. Wie er die ungenierte Volksweisheit an dieser biederen Alten zuerst schätzen lernte, davon zeugt das „Buch der Kindheit". Dort hat er ihr ein schönes Denkmal seiner Dankbarkeit gesetzt[4].

Im siebenten Lebensjahre schon wurde Bogumil in Zucht und Pflege einer befreundeten Familie, der des alten, in Warschau wohnhaften pensionierten Hauptmanns von Thiesenhausen gegeben, „weil ich" — bemerkt er entschuldigend — „bei dem Überfluß eines unbändig gearteten Kindersegens meines Vaters aus erster und zweiter Ehe mit meinen Unarten und Originaleinfällen für ein überflüssiges Elternvergnügen galt." Vater und Mutter waren von Berufsgeschäften und Wirtschaftssorgen überbürdet und wollten durch Ausmerzung des „rebellischen Prinzips" aus der ohnehin recht munteren Herde sich entlasten. Herr von Thiesenhausen, der einen Beamtenposten innehatte, wurde bald darauf von Warschau nach Königsberg i. Pr. versetzt. So gelangte Bogumil denn im Frühjahr 1807 an diesen Ort[5]. Die alte Handelsstadt gewann des Knaben Herz im Umsehen. Ihre weitläuftige Bauart auf Berg und Thal,

der tiefe Strom mit den großen Segelschiffen, die bis an die riesigen Speicher heranfahren oder an den Packhöfen anlegen, wo aus ihrem dunklen Bauch wimmelnde Geschäftigkeit die seltsamsten Waren aus aller Herren Ländern ans Tageslicht fördert, die Brücken, Wiesen, Bollwerke, Dämme, Schiffswerften, die großen Gehöfte, freien Straßenplätze, wüsten Baustellen und mitten in der Stadt die stillen Friedhöfe um alte Kirchen und der große Teich von terrassierten Gärten umringt . . . das alles gab ein so abwechselungsreiches Gebiet für des Knaben lebhaften Unternehmungsgeist, so viel Stoff für seine nie rastende Phantasie ab, daß Warschau und Milanowek nicht allzu schmerzlich vermißt wurden. Überall mußte er dabei sein! Zumal wenn die Feuerglocke ertönte. Dann hielt ihn nichts, kein Festbinden und kein Einsperren; er nagte sich verzweifelt durch und ließ sich an Bettüchern aus dem zweiten Stock herab, nur hin, das entfesselte Spiel der Elemente zu schauen, zu genießen! Die nachträglichen Prügel wurden unter dem seligen Nachgenuß des vorherigen Naturschauspiels nur schwach empfunden.

Am interessantesten aber ging es unstreitig auf dem „unteren Haberberg“ in der dem Hause seiner Pflegeeltern benachbarten Einfahrt „zum schwarzen Roß“ zu. Das war ein altväterischer Gasthof, in dem Fuhrleute, Bauern mit ihren Gespannen, Handwerksburschen und dergleichen bescheidene Reisende verkehrten, wozu sich dann Schacherjuden, Bettler, Gassenjungen und allerlei Volk einstellten. Dazwischen strich Bogumil gar zu gern herum, war ganz Auge und Ohr für die „Dialoge, Affairen, Scenen und Historien“, die es dort immer zu erhaschen gab, nahm aber auch mit seinem Gemüt teil an solcher Leute Geschäft, Leid und Freud', und kam so als Knabe schon zu einer Art realistischer und sittlicher Weltanschauung. Die hier gewonnenen Vorstellungen hat der spätere Ethnograph gern als Grundlage seiner Kenntnis des gemeinen Mannes bezeichnet und dazu betont, daß schlechthin alle lebendige und wahrhaftige Menschenkenntnis auf Sympathien beruhe, die dem Kindesherzen eingepflanzt und mit uns großgezogen worden sind, und daß schließlich nur der, wer so die Menschheit in ihren niedrigsten Sphären mit Liebe erkannt habe, sie in ihren Höhen begreifen könne. Auch das ausnehmende Gefallen an originellen Redensarten, Kraftausdrücken und Volkswitzen findet sich schon an dem Knaben. Er brachte sie brühwarm nebst zerrissenen Ärmeln und beschmutzten Beinkleidern von der Gasse nach Hause. Dann entsetzte sich seine Pflegemutter. Ob diese „alte würdige Freundin seiner Mutter“, deren Fürsorge Bogumil fast ausschließlich überlassen blieb, wohl die Eignung zur Erziehung eines solchen Unbands besessen hat? Man mag dies — obgleich Goltz alle seine Erzieher dankbar lobt — billig bezweifeln, wenn man sich vorstellt, wie die alte Dame im Sessel saß und Nervenzufälle bekam, während der Junge immer drei Stufen

auf einmal die Treppe hinunter sprang, um mit den Schlittschuhen auf das verbotene Eis zu eilen.

Da war es gut, daß dem Jungen zeitig eine gute Schulzucht zuteil wurde. Bereits im elterlichen Hause hatte eine ältere Schwester ihn „in die Geheimnisse des heiligen A B C eingeweiht und ihm die Zaubersprüche der Fibel enträtseln helfen". Sodann war er — ebenfalls noch in Warschau — in eine Kleinkinderschule mit weiblichem Lehrpersonal gekommen. Nach dem Umzug nach Königsberg lernte er unter der Leitung des alten gutmütigen Kantor Thiele in der Hospitalschule auf dem oberen Haberberg vor allem die schönen uralten Geschichten aus der Bibel kennen nebst anderen notwendigen Dingen, bis er nach 2½ Jahren genügend vorbereitet erschien, als Sextaner die Stadtschule auf dem Kneiphof zu besuchen. Diesem Gymnasium stand damals als Direktor der beliebte, gleichzeitig an der dortigen Universität als Dozent der Philosophie tätige Professor Hans Friedrich Gottlieb Lehmann vor[6]. In seinem Hause war Bogumil schon früher als Spielgenosse der Kinder gern gesehen. Erfüllt von jener ehrenfesten Sittlichkeit und Frömmigkeit, wie sie die Zeit der großen Not des Vaterlandes nach dem unglücklichen Kriege in den Kreisen des Tugendbundes, dessen Mitstifter er war, gedeihen ließ, und zugleich ein aus ostpreußischem Boden hervorgewachsenes Original voll unverwüstlicher Laune, von herzhafter Lebensart und kindlichem Sinn, dem das Profane so fremd erschien, „als ob der Mann vom Himmel gefallen sei", machte dieser Lehrer auf den jungen Gymnasiasten den stärksten Eindruck. Er konnte sich „nicht satt sehen, was der Mann für Augen und für buschige Augenbrauen, was für Gesichtszüge, Muskeln, Schultern und Gliedmassen er hatte. Vor seinen Waden aber blieb ihm ordentlich der Verstand stehen. Eine jegliche dieser Waden füllte gewissenhaft eine Stiefelschächte und in jeder von diesen damals über der Hose getragenen Schächten hatten komfortabel ein Viertel Dutzend moderne, auf preußisch sogenannte Heisterwaden Platz". Man merkt, die Wirkung dieses Mannes rührt weit weniger von seinen Worten und tiefsinnigen Lehren her, die zu würdigen der Knabe noch zu jung war, sondern es war das Bild einer charaktervollen Person, die sich seinen lebendigen Sinnen ein- und seinem Gemüt als sittliches Muster aufprägte.

Nach dreijährigem Aufenthalt verläßt der Knabe Königsberg. Seine Pflegemutter muß trotz aller Freundschaft, die sie mit den Eltern verband, die Plage mit dem wilden Jungen satt bekommen haben. Am 15. September 1810 schreibt der Vater einem Verwandten mit scherzhafter Übertreibung: „Ich habe Boguscha zum Prediger Jackstein nach Klein-Tromnau geben müssen. Will ihn der nicht behalten, so kommt er nach Graudenz ins Zuchthaus." Er hoffte wohl, die immerhin von seinem Söhnchen zu erwartenden Streiche würden in ländlicher Umgebung weniger Schaden

anrichten, wenn nicht gar unter der Aufsicht dieses erprobten Erziehers zum guten Teile unterbleiben.

Den protestantischen Dorfpfarrer Jackstein veranlaßte die Magerkeit seiner Pfründe, ein Knabenpensionat zu halten. In dieses wurde der neunjährige Bogumil im Sommer 1810 als sechster und jüngster Zögling eingereiht. Jetzt hub eine Zeit an, die trotz ihrer Kürze für die innere Entwickelung Goltzens höchst bedeutsam erscheint. Hatte der Knabe während seines Königsberger Gassenlebens und Verkehrs im „schwarzen Roß" Vorstellungen vom Denken und Treiben der Menschen profitiert, so geriet er nunmehr mit seinen taufrischen Sinnen unter den Einfluß der Natur. Er beschränkte sich hier wie dort nicht auf bloßes Beobachten, sondern war allenthalben gleich mit der Phantasie hinterher: Ein tiefverschneiter Winterabend in einem westpreußischen Dorfpfarrhause; Bogumil sitzt hinter dem Döring, seinem lateinischen Übungsbuche, und übersetzt: „Der rauhe Nordwind . . . Boreas asper." „Ich weiß es nicht, ich kann es auch heute nicht sagen, aber mit dem halblaut für mich gelesenen Wort: „„Boreas asper, der rauhe Nordwind"" ward ich wie besessen und verzückt in Gesichten und Wunderempfindungen vom hohen Norden und von den Polarkreisen, die mich ebenfalls schon durch ihre Benennung clairvoyant machten. Auf einem Eisberge sah ich im inneren Sinne immerdar niedergesessen eine heere Jungfrau, eine heilige Maid, die Marmorglieder von ätherischen Hüllen umflossen, ihr zu Füßen einen Riesen, Boreas asper, den Geisterfürsten des unerbittlichen Elements, und er warb um ihre Liebe, er brach im Grimm unerwiderter Leidenschaft die hohen Eisberge, daß sie in Blitz und Donner zerschellten. Aber unerschüttert und unbewegt in ihrer Haltung, unverändert in ihren immergleichen Gebärden saß das stumme eiseskalte mondbeglänzte nordlichtangestrahlte totenbleiche Jungfrauenbild da." Das war kein sinnloses Phantasiespiel! Aus dem Eis und Schnee seines Kirchdorfes und aus einem mysteriösen Wortklange hatte er die sinnliche Wahrheit vom nordischen Winter erschaut und erhorcht und empfangen. Wie aus dunklem Gemütsgrunde war sie dem Verzückten als inneres Gesicht emporgetaucht und von seiner Phantasie zum symbolischen Bilde gestaltet worden. Ein dichterischer Prozeß!

Wenn aber die Tage länger wurden, die Frühlingsstürme übers Land gingen und auf einmal das magische Wort „Frühlingswehen" von irgendwoher an sein Ohr klang, dann lauschte er mit schwellenden Gefühlen hinaus über die Felder, wo der Schnee schmolz, in unbestimmter sehnsüchtiger Erwartung, daß da auf den Fluren jetzt neue Dinge geschehen müßten, an denen sein Leben hing.

Wohl riefen auch bestimmte Gegenstände in Feld und Wald: Blumen, Tiere, seltsame Holz- und Steinarten sein Interesse und Entzücken hervor,

ungleich mehr aber nahmen die Vorgänge in der Natur: die Veränderungen der Jahreszeiten, Vorfrühling, Herbst, Schneegestöber und Morgenwind sowie räumliche Verhältnisse, Gehöfte und Landschaften, seine Phantasie wunderbar gefangen und zwangen sie, die in ihnen wohnenden Stimmungen in Bilder zu verwandeln.

Daß nun das Rollespielen gerade solcher Naturerscheinungen und Raumbilder in der kindlichen Vorstellungswelt von der Kinderpsychologie bestritten wird[7], darf uns angesichts des Nachdruckes und des Realismus, mit dem Goltz derartige Stimmungen seiner jungen Seele zu schildern nicht müde wird, und gegenüber seiner Beteuerung, sie seien ihm bei ihrer Darstellung nach 37 Jahren noch so frisch und gegenwärtig wie gestern erlebte gewesen, nicht beirren. Auch werden die den Schilderungen beigegebenen naturphilosophischen Erklärungen vom „ingottlichen Leben der kindlichen Seele und ihrem Rapport und Kontakt mit dem Naturgeiste“ uns nicht die Berichte selbst als tendenziös im Sinne phantastischer Philosopheme verdächtigen, vielmehr darf man ungestraft eben über diese Reflexionen als über nachträgliche Anempfindungen hinweglesen, um umgekehrt festzustellen, daß die in der Kindheit wirklich erlebten Naturstimmungen es waren, die ihn für die romantische Naturphilosophie erst reif machten und zeitlebens in ihrem Bannkreis festhielten. Es ist die Frage, ob hier nicht der Kinderpsychologe seinen Erfahrungsschatz wird mehren können

Eigentümlich an dem Knaben war auch die ausnehmende Zartheit im Umgang mit den eigenen Phantasiegebilden[9]: Ein dunkler Laubwald, der einen großen Teil des Horizonts von Klein-Tromnau einnahm, beschäftigte seine Phantasie vom ersten Augenblick an unausgesetzt Jahr und Tag mit der Sehnsucht: wie die Welt wohl hinter jenen Waldbäumen beschaffen sein und was für ein Geheimnis oder Wunder so recht inmitten der Waldgründe und finstersten Dickichte zu entdecken sein möchte. Obgleich nun ein Streifzug dorthin sich leicht an einem freien Sonntagnachmittag hätte auf eigene Faust vollführen lassen, so unterließ er ihn doch unter dem Druck einer Ahnung, seine Wunder könnten dadurch in ein Nichts zerrinnen. Aus einer Anzahl ähnlicher Züge sei noch einer aus früherer Kindheit herausgegriffen: Bei einem Krugjuden sah er eine Wanduhr, deren freigehender Perpendikel mittels eines Fadens die Arme einer kleinen Pappfigur in Bewegung setzte, die unfern an der Wand befestigt war. „Das war mir mal ein plausibler Gedanke! ich war gescheit genug, einzusehen, daß der Perpendikel die Figur bewegte, aber ich bildete es mir wundershalber umgekehrt ein, ganz wie es intentioniert war, und wunderte mich noch obenein, warum nicht alle Perpendikel ihre obligaten Figuren hätten.“ Hier verrät sich der kleine Goltz als geborener Lebenskünstler: Seinem starken Beobachtungstrieb entgegen läßt er sich willig von einer heiligen Scheu vor den Kostbarkeiten

seines Herzens beherrschen, hegt und pflegt seine Illusionen als lebendige Quellen seiner Phantasie und ist mit cürieusem Liebhabergelüst auf die unterhaltenden Seltsamkeiten der Welt erpicht. Er hat sich das später als poetischen Takt angerechnet. Sicher haben wir in solcher Zartheit und in dem Ingrimm über verletzte Illusionen den Grund seiner Abneigung gegen manche Wissenschaften zu suchen.

Das Reich der Träume gilt als Domäne der Schwächlinge und Kopfhänger. Diese Weisheit wird beim jungen Goltz zunichte. Der durch Träumereien in seinen lebhaften Sinnen erzeugte Naturrausch erscheint wie das Brausen mächtig sich regender Lebensenergie. Er stand in den ersten Schuljahren, hatte mit dem Werkzeug des Geistes kaum hantieren gelernt und bemühte sich nun, zwischen den fragenden Erscheinungen um sich herum Brücken zu schlagen mit jener herzlichen Unbefangenheit und Kühnheit, die der Philosoph dem Kinde neidet und die dem sinnigen Betrachter bare Poesie dünkt. Durch die weit geöffneten Tore seiner Sinne drängt sich eine bunte Überzahl von Dingen, der junge Geist hat eitel Freude an so viel lieben interessanten Gästen, doch je eifriger er sich damit plagt, sie alle unterzubringen und zu gruppieren, um so größer wird nur die Verwirrung in ihm.

Was geschah nicht aber auch alles in diesem westpreußischen Feld- und Wiesendörfchen? Fahrende Komödianten kommen daher gezogen: Bogumil hört ihr Wunderprogramm von Feuerfressen und Degenschlucken, und wie betäubt läuft er ins Feld hinaus, um seine fünf Sinne zu examinieren, ob er wache oder träume, tot oder lebendig sei. „Ein junger Sperling und sein Herzschlag in der Hand, ein Fisch aus dem Netze geholt und betastet, um jeden Preis angefaßt mit allen zehn Fingern, mit zwanzigen, wenn man zwanzig gehabt hätte, das gab ein Magnetisiren, das gab eine Hellseherei!“ Wie konnte solch Ding nur „so mir nichts dir nichts lebendig sein“, „so lebendig wie die eigenen quecksilbernen Extremitäten und die der Spielkameraden?“ „Die Lebenslust quoll uns aus dem ganzen Leibe zum Herzen und vom Herzen in die Gedanken und wieder in die Gliedmaßen zurück, sie prickelte uns in den Beinen, daß wir sprangen und tanzten, und in allen zehn Fingern, daß wir einen Unsinn über den anderen machten. Es war eine heilige Lebensinbrunst, die mit mir, als mit einem prophetisch Verzückten ihren himmlischen Spuk trieb; ich liebte das Leben in mir selbst wie in aller Kreatur, ich mußte zuzeiten stille stehen und mich betasten, mich im Quell bespiegeln und dann jauchzen, daß auch ich existierte, daß ich lebendig war, und dann warf ich mich auf die Erde und küßte sie . . .“ (B. d. K. 90, Jgl. I 89.) Er war das berauschende Wunder des Lebens inne geworden!

Vielleicht hat die Verpflanzung des Knaben aus der Stadt in die frische freie Landluft seine Lebenssäfte so plötzlich aufquellen lassen und

jenes Vollmaß von Gesundheit und Kraft in ihm erzeugt, in dem man sich der Mutter Erde so nahe und ihre Kräfte ins eigene Wesen hinüberfließen fühlt, daß man sie dankbar umarmen und küssen möchte. Das nennt Goltz „elementarisches Leben". Wie mancher hat nicht, zumal als Kind, rücklings in der Wiese ausgestreckt und über sich die beunruhigende Schönheit des weiten blauen Himmels, dieses „kosmische Urgefühl" und diese seltsame Beirrung des Ichbewußtseins in sich verspürt und dazu geträumt und gejauchzt durcheinander? Auf den Tromnauer Wiesen mögen die Keime Goltzscher Naturpoesie und Naturphilosophie gesproßt sein! Es war jene wonnevolle Zeit, in der die junge Seele, in Ahnungen liegend, alles zu empfangen bereit ist, was sich ihr eindrücken mag! Und was kam ihr entgegen? Freude! Nur Freude! Die Natur drängte sich an ihn, Spielkameraden waren zu allen lustigen Streichen aufgelegt und erwachsene Menschen um ihn, die, weit entfernt durch pedantisch-skrupelhaftes Korrigieren das feine Keimen in ihm zu stören, seine Sphäre mit Liebe und reinem Frohsinn erfüllten, just das rechte Wetter für den fruchtbaren Boden eines hoffnungsvollen Kindergemüts!

Immer seelenvergnügt war sein Pflegevater, der Pfarrer[10]), ein im kräftigsten Lebensalter stehender Mann, der, ehelos geblieben, mit seiner wirtschaftlichen Schwester im glücklichsten Einverständnis zusammen lebte. An diesem überall verehrten und geliebten Vater seiner Pfarrkinder und herzensguten Kinderfreund gewann Goltz den Beweis, wie jemand auch ohne sublime Bildung, Würde, Gescheitheit, Geschmacklichkeit auf eine höhere Menschenstufe gelangen könne. Das Köstlichste an ihm war seine optimistische Kunst, sich mit den Mängeln des Lebens und den kleinen Schicksalsschikanen — darum hat ihn der Pflegesohn später am meisten beneidet — abzufinden. Sein göttlicher Humor machte aus jeder Fatalität eine Jubelgelegenheit und verging ihm nicht einmal, als des Himmels reichlichster nasser Segen durch das an zwanzig Stellen defekte Pfarrhausdach leckte; da ließ er halt Schüssel, Zuber und Pfannen unter die Traufen stellen und ergötzte sich mit seiner Zöglingsschar an der eigenen Tropfmusik, die das abgab. Die „Tücke des Objekts" wäre bei diesem rechten Manne Gottes voll christlicher Geduld und kindlich-frischen Sinnes auf glatte Verständnislosigkeit gestoßen. Sein frohes Gottvertrauen ohne jede Spur von Muckertum schien der Pfarrer den Lilien auf dem Felde abgeguckt zu haben, ebenso das segensreiche pädagogische Prinzip des Getrostwachsenlassens. Was er noch sonst für Grundsätze gehabt und was er seinen Zöglingen im Unterricht außer amo und τύπτω beigebracht hat, wissen wir nicht. Deutlich allein wird, daß Bogumil in seines Erziehers Umkreise einen frohen christlichen Geist eingeatmet hat, der ihm noch unverlierbar blieb, als er die positiven Bekenntnislehren längst über Bord geworfen hatte.

Goltz hat seinem Pflegevater als dem guten Genius seiner Kindheit dankerfüllten Herzens sein „Buch der Kindheit“ gewidmet, und so oft ihm die Erinnerung an jene frühen Zeiten kam, gedachte er zuerst des sabbathstillen Kirchdorfs, Klein-Tromnau, wo er eine neue Heimat gewonnen und mit der westpreußischen Erde unvermerkt den geheimen Bund geschlossen hatte, der ihn zum Wisser und Verkünder ihrer versteckten keuschen Reize machte. Hier waren die goldenen Tage von Milanowek noch goldener zurückgekehrt, und ein unbewölktes Kinderglück wurde in lauterer Freude genossen. Jetzt versteht man, warum aus diesem Kinde ein enthusiastischer Lebensoptimist werden mußte. Tieck sagt: „Nur wer Kind war, wird Mann“, und Hebbel fügt hinzu: „Die Sonne scheint dem Menschen nur einmal, in der Kindheit und der früheren Jugend. Erwarmt er da, so wird er nie wieder völlig kalt, und was in ihm liegt, wird frisch heraus getrieben, wird blühen und Früchte tragen[11].“ Das ward an Goltz wahr.

Bogumil blieb insgesamt nur eineinhalb Jahr beim Prediger Jackstein. Er siedelte zwar mit ihm in eine neue Pfarre, ins benachbarte Städtchen Riesenburg, über, wurde aber, als sein Erzieher kurz darauf wiederum eine Versetzung nach Bischofswerder erfuhr, zu Ostern 1812 ins väterliche Haus nach Marienwerder, wohin die Familie Goltz seit Juli 1809 ihren Wohnsitz verlegt hatte, berufen, um das dortige Gymnasium zu besuchen[12].

Als sechsjähriger Knabe war er aus dem Hause gegeben und zunächst weiblicher Obhut anvertraut worden; als ein für den erzieherischen Einfluß seines Vaters nunmehr reifer Elfjähriger kehrte er heim. Jetzt erst lernte der Junge seinen Erzeuger recht kennen, und wie sich dessen Wesen jetzt seiner Seele eindrückte, so steht der Mann im „Buch der Kindheit“ vor uns. Mancher wird sich bei Betrachtung dieses „Konterfei's eines Mannes von altem Korn und Schrot“ des Gedankens nicht erwehren können, Goltz habe hier zum Teil sich samt der eigenen Denkungsart und den eigenen Vorstellungen von der guten alten Zeit, in den Porträtierten hinein projiziert. Der Verfasser jedoch ist — wie er gleich darlegen wird — auf Grund von Briefen des alten Goltz zu der Überzeugung gelangt, daß in der Tat eine starke Ähnlichkeit des Charakters zwischen Vater und erwachsenem Sohne bestand, die ebenso auf Vererbung wie auf lebendige Einwirkung zurückzuführen sein mag.

Carl Gottlieb Goltz war 1756 zur Welt gekommen als Sohn eines Bäckermeisters zu Driesen in der Neu-Mark[13]. Durch eigene Kraft schwang er sich zum Stadtgerichtsdirektor des damals preußischen Warschau empor. Preußens großes Unglück ward auch seines. Während der Kriegsjahre 1806/7 und ihrer Nachwehen büßte er durch Plünderung, Kontribution und Feuersbrünste in Milanowek den größten Teil eines mit Mühe er-

worbenen Vermögens ein und wurde nach dem Tilsiter Frieden infolge der Errichtung des sächsischen Herzogtums Warschau ebenso wie der Regierungsrat E. T. A. Hoffmann seines Amtes entsetzt. Da der auf die Hälfte seines Gebietes reduzierte preußische Staat nicht allen seinen früheren Beamten wieder angemessene Posten zu verleihen vermochte, so mußte der Justizdirektor Goltz mit der Stelle eines Justizkommissarius, d. h. Rechtsanwalts am Marienwerderer Appellgericht vorliebnehmen. Der Rest seines Vermögens lag noch im Auslande fest und so sah er sich gezwungen, statt seinen Lebensabend in verdienter Ruhe zu genießen, ihn mit neuer rastloser Arbeit und mit Sorgen um das tägliche Brot und den Unterhalt seiner in kostspieligen Regimentern stehenden Söhne anzufüllen. Unter solchen Umständen lernte Bogumil ihn kennen.

Der alte Goltz galt in Berufskreisen für einen hochbefähigten scharfsinnigen Juristen. Als Richter, als Anwalt wie als Mensch ruhte er auf seiner Rechtlichkeit; sie gab das unerschütterliche Fundament seines ganzen Wesens ab; sie, von der er kein Aufhebens machte, erwarb ihm überall Verehrung und Liebe. Bibelfeste, aller Kopfhängerei abholde Frömmigkeit wohnte in seinem Herzen. Er stand vor der Welt da, „als der kreuzbrave Mann, in einer Auszeichnung, daß für ihn dies Wort hätte erfunden werden können", der es wagen durfte, einem seiner Söhne, der ihm gerade mal Sorge machte, zu schreiben: „ich kann dreist mit Hiob sagen: Mein Gewissen beißt mich nicht, meines ganzen Lebens halber. Ich habe niemand in meinem Leben betrogen, bin aber leider nach dieser Regel nicht immer behandelt."

Das Leben spielte dem Manne auf seine alten Tage hart mit, was er um so schwerer trug, als in ihm ein starkes ungebärdiges Temperament hauste[14]: Not um Brot, zeitweilige Trübung des Verhältnisses zu seiner Frau, Unglück in der Familie, Sorge um das bürgerliche Fortkommen seiner brauseköpfigen Söhne und was sich sonst noch an großen und kleinen Unglücken ereignen wollte: gar zu leicht stieg ihm dabei das heiße Blut zu Halse und trieb „bösere Worte aus seinem vollen guten Herzen", als eben notwendig waren. Das suchte er hinterher durch Abbitte und Liebenswürdigkeit wieder gutzumachen. Dieser Mangel an Beherrschung seiner widersprechenden Gemütskräfte war ihm wohl bewußt: „Ich tue entweder zu viel oder zu wenig oder gar nichts. Diese Extreme taugen nichts!" Und so hoch der erfahrene Jurist und Praktiker auch die Verstandeskräfte schätzte, sich Illusionen energisch vom Leibe hielt und die Wirklichkeit mit scharfem Blicke maß, ebenso tief hatte er empfunden: „Ein Kopf ohne Herz taugt nichts". Das ist interessant, denn es ist der Kern von seines Sohnes späterer Philosophie. Auch diesem machen die Extreme am meisten zu schaffen sein Lebenlang, und alle seine Schriften

hindurch blieb er ein Mann der inneren Widersprüche[15]. Zartgefühl wechselt mit Derbheit, Liebenswürdigkeit mit Grobheit, und ein weiches Herz verschanzt sich hinter Strenge und Rauhheit oder zeigt sich höchstens durch die freundliche Hülle des Humors. Aber nur ja nicht „mit dem inneren Menschen auf die Ausstellung ziehen!“ Das gab seinem Sohne das Muster zu der von ihm so hoch gepriesenen geistigen Jungfräulichkeit und „Schämigkeit“. Selbst allzeit natürliches Menschentum und strenge Wahrhaftigkeit übend, hatte er allem Unechten und Verlogenen Todfeindschaft geschworen. Leuten, die sich in gezierten Redewendungen gefielen, begegnete der derbe Alte mit Zynismen. Ja, er brach ein eingeplatztes Geschirr bei nächster Gelegenheit vollends entzwei, als wenn es ihn ärgerte, daß eine Scherbe als Topf renommieren sollte. Das Vergnügen an Doktor Eisenbartischen Kuren hat der Sohn ebenfalls geerbt.

So ging Vater Goltz als origineller altpreußischer Ehrenmann durchs Leben: Mit dem ihm gern zugestandenen Vorrecht, ihm gleichgestellte „Er“ und jüngere Leute durchweg „Du“ und „mein Jungchen“ anzureden, mit seinem knorrigen Humor, mit den prächtigen Randglossen, die er in die Akten schrieb, mit seiner pedantischen Exaktheit, vor allem aber mit dem kategorischen Imperativ der Pflicht im Leibe, der keine Flausen duldet und ihn sein Leben bis aufs letzte in Staatsdiensten verbrauchen hieß, mutet uns dieser Mann friderizianisch an und mag schon damals der jungen Generation wie ein achtunggebietender Überrest der Vorwelt vorgekommen sein. Seinem Sohne — der übrigens in alten Tagen eine ähnliche Figur machte — galt er neben dem Professor Lehmann und dem Pfarrer Jackstein als das Urbild eines dahingeschwundenen vollsaftigen Menschentums, dessen die dünkelhaften Nachgeborenen nicht mit Geringschätzung, sondern mit nacheifernder Hochachtung gedenken sollten.

Als Mann der Tat und der Praxis plagte Vater Goltz sich und seine Kinder weder mit einem pädagogischen System noch mit Dutzenden von Verboten. Wie er und die Mutter selbst nicht umgangsekel mit Volk und Gesinde taten, so ward auch den Kindern für ihren Gassenverkehr Freiheit gelassen, sowie für allerhand nütze und unnütze kindliche Passionen. „Eine feine Weile locker zu lassen, dann aber unversehens und ohne Vorrede die Leinen anzuziehen und langen Hafer zu füttern“: das war die ebenso einfache wie probate väterliche Erziehungskunst. Dabei wurden Hiebe nicht gespart. So oft „Boguschchen“ in seines Erzeugers Reichweite kam, setzte es Kopfnüsse; „angestellt hatte ich freilich auch allemal etwas“, bekennt er später. Wenn nun doch zufällig nicht *er*, sondern ein liebes Geschwister die Prügel verdient hatte, so nahm er sie doch als bloßes Pränumerando mit gewohnter Gemütsruhe entgegen und opponierte nur dann, wenn dieses Extratraktament bei nächster Gelegenheit nicht von der frischen Auflage subtrahiert wurde. Noch lange nach Goltzens Tode

zeigte man sich in Marienwerder das Grundstück an der rechten Ecke der Poststraße, wo sie in die Marienburger Straße einmündet, in welchem der Knabe auf allen Bäumen herumkletterte oder wohl gar vom Schornstein herab mit dem Vater kapitulierte, wenn er einmal eine zu harte Strafe fürchtete[16].

Mit der heiligen Kindheit war es jetzt vorbei, und begonnen hatten „die Zwitterzeiten, die Artigkeitsunarten, die wohl gezogenen Ungezogenheiten, die verpuppten Altklugheiten, die bart- und charakterlosen Lebensarten des Knabenjünglings mit dem Fistelbaß, die barbarischen Lümmeljahre, die heillos-heilsamen Dressuren, Informationen und Gedächtnisbeschwerungen[17]. Wenngleich der Junge, nach Urteil der Lehrer für im Grunde gutgeartet galt, so ließ er sich, verlockt durch die stets ihm zufallende Führerrolle, auch ganz bedenkliche Streiche zuschulden kommen: Als vom Bruder Heinrich, der bei Bellealliance mitgekämpft hatte, die Nachricht von seinem Wohlbefinden zugleich mit der Botschaft dieses Sieges in Marienwerder eintraf, und der hocherfreute Vater seinem Söhnchen Bogumil für den ganzen Tag Generalfreiheit zugesichert, da machte dieser seiner durch den Schlachtenlärm angefachten Tatenlust Luft, indem er mit seinen Kameraden die Glaskutsche eines reichen Juden zertrümmerte.

Die großen kriegerischen Ereignisse von 1807—15 griffen in das Leben der preußisch-patriotischen Familie Goltz bedeutend ein. Der Vater hatte durch Preußens Fall eine schwere berufliche Zurücksetzung erfahren. Der älteste Sohn Karl, bereits 1807 Leutnant im Freikorps von der Marwitz, war 1813 aufs neue ins Feld gezogen, und der zweite Sohn, Heinrich, verließ, von patriotischem Drange erfaßt, gegen des Vaters Willen als fünfzehnjähriger Knabe das Elternhaus, gelangte ohne Geld und ohne Kenntnis des Weges wie durch ein Wunder nach Schlesien, schloß sich irgendwelchen russischen oder deutschen Truppen an und kämpfte die Gefechte durch die Schluchten des Erzgebirges in der Knabenjacke mit, sich der ersten besten Waffe bedienend, die er nach dem Gefechte wieder fortwarf, wenn er seinen Marsch fortsetzte, um seinen älteren Bruder, den Offizier, zu suchen[18]. Das Jahr 1815 sah beide Brüder wiederum vor den französischen Waffen sich auszeichnend. Dem Knaben Bogumil, dem zwar wegen seiner Jugend die Bedeutung jener Tage nicht völlig aufgehen konnte, blieb aus jener großen Zeit ein Stolz auf deutsche, zumal preußische Art unverlierbar im Gemüte zurück. In nicht geringem Maße fand sich aber auch sein beobachtender Geist bei den bunten Durchzügen der Franzosen und Kosaken durch Marienwerder angeregt. Davon weisen seine ethnographischen Schriften zahlreiche Spuren auf[19].

Eine Handgreiflichkeit gegen einen mißliebigen Lehrer, sowie vielerlei Mutwilligkeiten machten seiner Zugehörigkeit zum Marienwerderer

Gymnasium ein unfreiwilliges Ende. Der Vater tat ihn im Januar 1815[20]. aus dem Elternhause, in dem es schlechterdings an der notwendigen Aufsicht fehlte, zum zweiten Male nach Königsberg, und zwar auf das Friedrichskolleg und zu dem an diesem Gymnasium mit dem naturkundlichen Unterricht betrauten Oberlehrer Bujack in Pension. Von des nunmehrigen Untertertianers geistigen Anlagen hatten die Lehrer eine hohe Meinung [21]. Seine deutschen Aufsätze wurden als Musterarbeiten in der Klasse vorgelesen. Für die alten Sprachen dagegen und vor allem für die Mathematik zeigte er noch weniger Fleiß als Begabung. Überhaupt bestimmte sich sein Eifer durch seine Neigung und Laune. Hinter Geschichtswerken durchwachte der Junge ganze Nächte, so daß er morgens in der Schule einschlief. Nicht zuletzt flößte ihm der Religionsunterricht reges Interesse ein. Freilich war sein Lehrer in diesem Fache auch ein Mann von großer Macht über die Gemüter, der Prediger der altstädtischen Kirche, Ebel [22], der bedeutendste Anhänger des Königsberger Theologen und Propheten J. H. Schönherr und selbst das Haupt eines dessen pietistische Ideen pflegenden Konventikels. Schönherr, vom buchstabengläubigen Kirchenevangelismus wie vom kantischen Rationalismus gleich stark abgestoßen, hatte aus individuellem Bibelverständnis heraus und durch Intuition eine phantastische dualistische Theogonie und Kosmogonie gnostischen Gepräges gewonnen, wonach zwei Urwesen, ein aktiv männliches und ein passiv weibliches, miteinander alles Gewordene erzeugen. In ihrem Hauptzweck will die Lehre den vollen Einklang zwischen der biblischen Offenbarung und den Ergebnissen der Naturwissenschaft erweisen [23]. Diese Ideen trug Ebel auch in seinen Religionsstunden vor. In ihnen wurde der junge Goltz zum ersten Male von den Schauern einer dualistischen Mystik angeweht, die auf ihn wie eine Vorweihe für die romantische Naturphilosophie zu wirken bestimmt war.

Solche Eindrücke mögen noch durch seinen Pensionsvater Bujack [24] Vertiefung erfahren haben. Dieser war nämlich Schönherrs Gewährsmann auf naturwissenschaftlichem Gebiete und ihm ebenfalls in Freundschaft eng verbunden. So hat wohl auch der naturkundliche Unterricht, den Bogumil bei ihm genoß, des mystischen Einschlages nicht entbehrt. Jedenfalls waren Ebel wie Bujack, beide in der felsenfesten Überzeugung von der göttlichen Wahrheit des Christentums lebend, dazu angetan, sein empfängliches Gemüt in schwärmerisch-religiöse Sphären hinüber zu ziehen. Spuren solcher Stimmung zeigen sich deutlich in seiner Vorliebe für den Aufenthalt auf Kirchhöfen, wo er sich seltsamen Phantasien von Leben und Tod hingab: „Wenn ich gar zu lange auf einen Fleck sah, so stellte sich der Tod auf die leere Stelle, aber in dem Augenblick, daß ich ihn begucken wollte, war er verschwunden und an seiner Stelle der lächelnde Engel des Lebens.“ So oft die liebe Melancholie sich einzu-

schleichen verstand, ebensooft mußte sie nach kurzer Weile vor der ersten Regung seines robusten Lebensdranges entweichen. (B. d. K. 252, 307.)

Bogumil war noch immer der wilde Junge von früher[25], und wenn er sich, der größeren Strenge des Friedrizianums angemessen, auch redliche Mühe gab, so vermeldete die Rubrik „Betragen" in seinen Schulzeugnissen immer noch zu oft Dinge, die ihm sicher mehr Spaß gemacht haben als seinen Erziehern. Auf der Untersekunda hatte Goltz „die heillosen Schuldressuren und Gedächtnisbeschwerungen" gründlich satt bekommen. Als er nun gar im Sommer 1816 in neue „unerträgliche Pensionsverhältnisse" zum Prediger Steffen geriet, da setzten seine dringlichen Bitten beim Vater es durch, daß er unter Verzicht auf das Universitätsstudium das Schuljoch von sich werfen und sich dem Berufe des Landwirtes zuwenden durfte.

Zu dieser Wahl hatte ihn die seit den glücklichen Zeiten von Milanowek und Tromnau gefaßte Vorliebe für das Landleben gedrängt. Mai 1817 trat er auf dem russischen Kron-Domänenamt Ciechocin an der Drewenz als landwirtschaftlicher Eleve ein[26]. Dieses Gut hatte noch aus südpreußischer Zeit her ein Jugendfreund des alten Goltz inne, der preußische Husarenleutnant a. D. Karl Friedrich von Blumberg, ein tüchtiger Landwirt und warmer Menschenfreund. So sehr Bogumil ihn schätzen lernte, mit so viel frischem Eifer er sich auch dem Studium der Agrikultur widmete und soviel Genugtuung ihm auch die Betrachtung der sozialen Lage, Sitte und Art der polnischen Landbevölkerung gewährte, beinahe hätte doch schon nach wenigen Monaten seine Begeisterung für den neuen Beruf Schiffbruch gelitten: Im Domänenamt, auf welchem die Verpflichtungen eines Gemeindeamtes lasteten, gab es viel schriftliche Arbeit. Dazu zog man des jungen Eleven geschickte Feder über Gebühr heran. Diesem aber behagte es keineswegs, „den Schreiberburschen" zu machen. Da er zudem keinen nicht ganz gerechten Vorwurf einzustecken vermochte, kam es zu Zusammenstößen mit Vorgesetzten; das verleidete ihm gleich die ganze Landwirtschaft, und so sehen wir ihn schon jetzt hin und wieder mit Gedanken an einen Berufswechsel umgehen.

Im Jahre 1819[28] genügte er als Einjähriger bei dem Infanterie-Bataillon der Festung Graudenz seiner militärischen Dienstpflicht, wobei ihm trotz seiner Abneigung gegen die „Soldatenhanswursterei in Friedenszeiten" Beförderung zum Unteroffizier zuteil wurde.

Darauf erhielt er bei von Blumberg in Ciechocin einen Posten als Wirtschafter, den er aber beim Ausbruch neuer Mißhelligkeiten wieder aufgab, um bei dem Sohne seines bisherigen Brotherrn auf dem benachbarten Gute Birglau Inspektordienst zu versehen. Unwürdige Behandlung vertrieb ihn bald auch von hier. Da eine neue Stelle nicht sogleich zu finden war, so drängte der um die bürgerliche Wohlfahrt der Seinen allzu ängstlich besorgte, zudem damals durch Krankheit und mannigfaches

Familienunglück schwer heimgesuchte Vater den Sohn zum Einschlagen einer Beamtenlaufbahn. Gehorsam versuchte sich dieser darin unter Leitung seines Schwagers, des Postrendanten Zimmermann in Thorn. Doch das Hocken auf dem Kanzleischemel verursachte ihm so unüberwindlichen „Ekel und Abscheu", daß er den Plan nach wenigen Wochen wieder aufgab. Das legten ihm die Eltern zu Unrecht als Mangel an gutem Willen und Energie aus und zürnten sehr. Seither datiert sein gänzliches Zerwürfnis mit der Mutter[29]. Umschau nach einer neuen Inspektorstelle zu halten, reiste er im Frühjahr 1821 nach Fürstenwalde in der Mark, wo sein ältester Bruder, Karl, das Bürgermeisteramt verwaltete. Nach Fehlschlagen auch dieses Versuches kehrte er nach Thorn zurück. Da der Vater seiner Bitte um Mittel zur Übernahme einer Pacht oder zur Erlernung des Baufaches nicht stattgeben konnte und wollte, nahm er bei Primanern Stunden, um dann als Hauslehrer in Stellung zu gehen. Jetzt endlich erlaubte der Vater bei Besserung seiner eigenen Vermögenslage, daß der Sohn, wie er schon früher hin und wieder gewünscht hatte, sich durch Privatunterricht bei Thorner Gymnasiallehrern zum Universitätsstudium vorbereitete. Nach dem Tode der Mutter[30] begab Goltz sich nach Breslau, genoß beim Philologen Wellauer noch einige Unterweisung in den klassischen Sprachen und erwarb vor der dortigen Examinationskommission das Zeugnis der Reife für den Besuch der Universität. Im Frühjahr 1823 wurde er als stud. theol. immatrikuliert[31].

Universitätszeit.

Was ihn zum Studium gerade der Theologie bestimmte, vermögen wir nur zu erraten. Außer dem Umstand, daß der Predigerberuf in einer Nebenlinie der Familie Goltz herkömmlich war, mag sein schon in früher Jugend hervortretendes Rednertalent und das verehrte Vorbild des idyllischen Dorfpfarrers Jackstein, sowie das des mächtigen Seelenbeherrschers Ebel dabei wirksam gewesen sein. Zudem hatten diese beiden Lehrer einen grundfesten Gottesglauben in ihn gelegt. Der schloß freilich selbständige Stellung und Kritik religiösen Dingen gegenüber nicht aus. So schreibt er am 28. November 1818 gelegentlich der schweren Entbindung seiner jung verheirateten Schwester Röschen Zimmermann an seinen Vater: „. . . Der Schöpfer scheint ihnen (dem jungen Ehepaar) zeigen zu wollen, daß die Erde nimmermehr ein Paradies sein kann, soll und wird. . . . Ich breche von dieser Philosophie ab, aber das sage ich noch, daß ich sowohl das G u t e wie das B ö s e Gott zuschreibe, obgleich mein Prediger Ebel . . . mir einbilden wollte, nur das Gute sende Gott, das Böse der Teufel (sic!) . . . Halte Dich Gott gesund; zu ihm beten mag ich

nicht, denn ich kann es ihm so bald nicht vergessen, daß er meinem armen Röschen so zugesetzt hat." Bei solcher Denkselbständigkeit schon mit 17 Jahren erscheint es nicht auffällig, daß er als 21jähriger Student, schnell von seiner geringen Eignung zum kirchlichen Dogmatismus überzeugt, bereits nach wenigen Monaten die theologischen Kollegia schwänzt, um sich ganz der Philosophie hinzugeben. Sie sollte seinem jugendlich schwärmerischen Geiste Antwort auf die letzten Fragen des Lebens stehen.

Sie mußte das können, sie, die damals ihr romantisches Blütenalter sah und unter Führung der großen Idealisten Fichte, Schelling und Hegel das gesamte Geistesleben des deutschen Volkes beherrschte, wie nie zuvor. Die Breslauer Universität besaß eine ihrer Koryphäen, Henrik Steffens [32]. Er hatte von Anfang an in dem berühmten Jenaer Freundeskreise den Tempel der Romantik mit bauen helfen, hatte, von Haus aus Naturforscher, der Schellingschen Naturphilosophie den soliden Grund geschaffen, und schwärmte jetzt noch nach Verlauf eines Vierteljahrhunderts, in der frühromantischen Naturmystik, wie er es vordem mit Novalis getan. Ein wunderbarer Mann dieser Norweger mit den irren blauen Augen, mit dem übervollen teutschen Ton seiner Stimme und der enormen Fülle der Gedanken, die oft wie ein brausendes Viergespann mit ihm durchgingen und mit elementarer Wucht auf die Hörer einstürmten. Die Natur, in die er gern wie in seine „innere Heimat", wie in ein Meer der Lust hinab tauchte, betrachtete er mit poetischem Blicke, der das Vegetabile, das Halbtote, das Ganztote beseelte, den Schnee, die Steine, das Gebirge lebendig machte; ein ewiger Jüngling, der auch, als sein Scheitel schon erbleichte, des Geistes Flutstrom nicht einzudämmen vermochte und deshalb, wo überall er sich versuchte, in der Naturwissenschaft, Philosophie, Poesie, Politik nur ein großartiger Dilettant blieb.

Für die romantische Naturphilosophie brachte Goltz ganz besondere Anlagen mit. In seinen Adern rollte von Mutters Seite her das heiße Blut der berühmten Naturforscher Reinhold und George Forster. Daher wird ihn das enthusiastische Feuer der Empfindung, die Neigung zum Religiösen und zur Schwärmerei, die Fähigkeit zur universellen Erfassung der Welt stammen. Und hatte sein pietistischer Religionslehrer bereits einen Zweifel an der ausschließlichen Geltung der Verstandeserkenntnis in ihm geweckt, so war Steffens, „der Virtuos des Gefühls" dazu angetan, diesen Zweifel vollends für seine ganze Weltanschauung fundamental zu machen. Der Aufenthalt im philosophischen Hörsaal hat in alten und neuen Zeiten gar zu leicht verkümmernd auf den metaphysischen Trieb gewirkt. Dieser prächtige Professor aber brachte in dem Studenten den Bronn der Metaphysik erst recht zum Springen, stärkte seine Liebe zum heiligen Alleins und gab ihm die feste Überzeugung mit auf den Weg, daß man den Rätseln der Natur nur durch „unmittelbares Leben" nie und

nimmer aber durch noch so stringente Verstandesschlüsse beikommen könne, welche der damals auf deutschen Universitäten noch lange nicht ausgestorbene Rationalismus als einzigen Schlüssel zur Wahrheit pries.

In Steffens' Denken fehlt, was für einen Romantiker merkwürdig ist, die romantische Ironie. Wohl war auch ihm das Universum ein aesthetisches Schauspiel, doch fand sein starker sittlicher Geist auch den Weg zum öffentlichen sittlichen Wirken, zur politischen Tat und dünkte sich nicht zu erhaben über ein bei Romantikern unbeliebtes lutherisches Bekenntnis. So fanden sich in ihm Schelling, Fichte und Schleiermacher zusammen. Es wird zu zeigen sein, wie in Goltz' Denken eine ähnliche Mischung wiederkehrt. Goltz erscheint in späteren Jahren überhaupt Steffens in noch manch anderen Stücken verwandt, nicht zuletzt im Schreibstil und in der Unfähigkeit, die Herrschaft über sein poetisches Erregtsein zu gewinnen. Trotz aller Wahlverwandtschaft hat er von seinem Lehrer nur die allgemeine Weihe zum romantisch-naturphilosophischen Denker empfangen, dessen System voll wuchernder mystischer Spekulationen jedoch abgelehnt.

Ferner hörte Goltz den Historiker Ludwig Wachler. Dieser mag in ihm den Stolz auf „teutsches" Wesen und Friedrich von der Hagen die Liebe zu den Schätzen altdeutscher Dichtung geweckt haben. In der strengen grammatischen und kritischen Zucht des Philosophen K. E. Schneider konnte er zu einer starken Antipathie gegen die gelehrten Herren gelangen und merken, daß er nicht für den wissenschaftlichen Kleinbetrieb taugte. Immer ums Ganze der Weltanschauung war es dem tiefsinnigen Julius Braniß zu tun. Seine Kollegien boten Gelegenheit zum Eindringen in die Systeme der großen deutschen Philosophen Kant, Fichte und Schelling. Hegels und Schleiermachers Versuche, durch eine „Vermittelungstheologie" Glauben und Wissen zu versöhnen, standen dabei im Mittelpunkt des Interesses [33].

Goltz gab sich mit Eifer den Studien hin, machte aber auch studentisches Treiben mit, freilich mit mehr Witz als Behagen und ohne einer Korporation anzugehören.

In Lissewo und Gollub.

Schon nach zwei Semestern brach er sein Studium ab und verzichtete auf die geistliche Laufbahn ganz, um wieder Landwirt zu werden: Er getraute sich eben nicht, wie es sich für einen Seelsorger geziemt, „seine allzu lebendige Natur mit den übernatürlichen Gesetzen der heiligen Schrift und des Gewissens zu versöhnen"; vielleicht auch drängten ihn Familienverhältnisse zum Berufswechsel. Teil an seinem Entschluß hatte jedenfalls

nicht zuletzt sein Herz. In ihm wohnte seit seiner Liechociner Elevenzeit eine erste heiße Liebe zu der ältesten Tochter seines damaligen Prinzipals, zu Amalie Josephine von Blumberg. Zur ehelichen Verbindung mit dem geliebten Mädchen konnte er als Landwirt am schnellsten gelangen. So finden wir ihn denn im Frühling 1823 auf dem mit Hilfe des Vaters und Schwiegervaters für 14000 Thaler erworbenen Rittergut Lissewo bei Gollub an der Drewenz. Am 30. Juni 1823 wurde ihm die 18jährige Amalie angetraut und damit ein Bund geschlossen, der bis zum letzten Augenblick glücklich war. In den ersten Jahren der Ehe ereignete sich etwas Ärgerliches. Goltz geriet während einer militärischen Übung in Streit mit dem Kommandeur der Landwehrkompagnie, der zugleich sein Gutsnachbar war. Wer die Schuld trug, ist heute nicht mehr festzustellen. Kurz und gut, Goltz forderte seinen Vorgesetzten und wurde dafür zu dreijähriger Festungshaft verurteilt. Er sah sich daher genötigt, sein Gut inzwischen zu verpachten und begab sich, als er infolge königlicher Begnadigung schon nach sechs Monaten aus der Haft in Graudenz entlassen wurde, Winter 1825, in Begleitung seiner Frau nach Breslau, um weiter zu studieren. Seinen lustigen und abenteuerlichen Umzug dorthin mit eigenem Fuhrwerk und einem vollbeladenen Proviant- und Gepäckwagen, sowie sein Leben als verheirateter Student schilderte er später gern in humoristischen Bildern.

Goltz ging nach Ablauf der Pacht auf seine Scholle zurück, doch fand er das 2500 Morgen große Gut durch den uninteressierten Pächter in so starkem Maße heruntergewirtschaftet, wie es gewesen war, als er 1823, „ein freier Mann und armer Ritter mit 30 Thaler Betriebskapital und 10 Thaler Kredit“ seinen Besitz erstmalig angetreten hatte. Nun waren alle inzwischen aufgewendeten Mühen und Mittel wieder verloren. Von diesem Schlage konnte er sich nicht wieder erholen. Dazu traf ihn Mißwachs und Viehsterben. Durch dies alles verstimmt, entschloß er sich trotz seiner Vorliebe für die Arbeiten des Landwirts und das seine Sinne anregende lustige Landleben den ökonomischen Beruf aufzugeben und verkaufte im Frühjahr 1829 sein Gut gegen eine bis zum Tode beider Ehegatten zu zahlende Leibrente von jährlich 400 Thaler.

Die Kleinheit seiner Einkünfte zwangen ihn, sich einen möglichst billigen Wohnort zu suchen. Er fand einen solchen im benachbarten Ackerbürgerstädtchen Gollub, das zudem, zwischen einem mit den Ruinen einer Deutschordensburg gekrönten Höhenhange und den Schlangenwindungen der Drewenz gelegen, des landschaftlichen Reizes nicht entbehrte, und ein Leben fast so gut wie auf dem Lande zuließ.

Seiner Lieblingsbeschäftigung, der einsamen Arbeit hinter Büchern und Schreibtisch, welche wohl die landwirtschaftlichen Mißerfolge mit verschuldet hatte, gab Goltz sich jetzt in aller Ruhe hin. Um sich aber nach dem langen Verweilen unter den westpreußisch-polnischen Bauern aufs

neue in der Welt des Geistes zu orientieren, reiste er schon im folgenden Jahre (1831) mit seiner Frau auf drei Sommermonate wiederum nach seinem alten Studienort Breslau. Dort schloß er Freundschaft mit Hoffmann von Fallersleben[34]. Dieser führte ihn in die humoristisch-literarische „Zwecklose Gesellschaft" ein, die als Hüterin des alten deutschen Idealismus den neuen wirklichkeitswütigen und zweckbeflissenen Zeitgeist bekämpfen wollte. Sie ernannte Goltz wohl wegen seiner originellen Vorträge zu ihrem Ehrenmitgliede. Wenngleich nicht ausgeschlossen erscheint, daß er sich in diesem Kreis in der rückwärtsgewandten Denkweise hat bestärken lassen, so kann doch von einer erheblichen Beeinflussung Goltzens durch andere um diese Zeit nicht mehr recht die Rede sein. Er klagt in seinem Journal, all der geistreiche Verkehr nütze ihm gar nichts, die Weisheiten anderer dünkten ihm eitler Wissenskram oder seien seinem Gedächtnis wie Orakel einverleibt[35]. Darum zog er sich schnell wieder in seinen Winkel an der Drewenz und in sich selbst zurück und führte dort als „Winkelphilosoph" ein einsames Leben[36].

Als Original von der Mutter Natur Gnaden besaß Goltz das ihm lebenslang eigentümliche Gepräge in seinen Hauptzügen gewiß schon recht früh, jedenfalls schon bevor er sich über sein Denken fortlaufende Aufzeichnungen machte, deren älteste erhaltene von 1829—30 bereits das Erwachtsein aller der ihn bis ans Ende beherrschenden Grundgedanken bezeugen. Kindheit, Jugend und die sorgenvolle buntbewegte Landwirtstätigkeit hatten seinem Geiste den reellen Inhalt gegeben, auf den er in der jetzt folgenden siebzehnjährigen Einsiedelei und Vorbereitungszeit zur Schriftstellerlaufbahn alle Gedanken und Empfindungen bezog und seine „Metaphysik und Aesthetik des Alltags" aufbaute.

Doch war Goltz' Zurückgezogenheit nur eine äußere. Dafür sorgten die Zeitschriften[37]. Die studierte der Einsiedler eifrig und horchte mit gespannter Aufmerksamkeit hinaus in die Welt, um zu allem Stellung zu nehmen, was sich dort ereignen mochte. Seit Beginn des zweiten Viertels des 19. Jahrhunderts waren in Deutschland Geister aufgetreten, welche Abkehr von der alt gewordenen Romantik forderten, über das Einerlei naturmystischen Tiefsinns spotteten und das ewige gefühlsselige Zurückziehen in die Waldeinsamkeit, zu Heiligenbildern, zu Elfen und Nixen für langweilig, verlogen und nichtsnutzig erklärten. Im Revolutionsjahr 1830 kam diese Bewegung zu lärmender Entwickelung. Heraus sollten die Deutschen aus der angeblich so süßen Mondnacht, um dafür in der hellen wirklichen Welt scharfe Umschau zu halten und sich wacker darin umzutun! Denn „nur der verdient sich Freiheit, wie das Leben, der täglich sie erobern muß!"

Bevor sich noch der jungdeutsche Wirklichkeitstaumel zu klarbewußtem Streben nach Weltkenntnis und Zwecktätigkeit abgeklärt hatte,

erfuhr die Bewegung vielseitige Förderung durch den Aufschwung der Verkehrsmittel. Die neuen Dampfschiffe und Schienenwege förderten Handel und Industrie in rapidem Maße. Auch ermöglichten sie intensivere Bekanntschaft der Kulturvölker miteinander; und alsogleich fing es in den Köpfen an, von einer Menge neuer Beobachtungen zu spuken. Allenthalben entdeckte man faule Stellen in Staat und Gesellschaft, und bald gab es eine verwirrende Menge von Theorien und Doktrinen, die alle radikal helfen sollten[38]. Der Liberalismus, frisch aus Frankreich importiert, brauste durch die Köpfe, der Sozialismus regte sich und die Hegelianer eröffneten nach allen Seiten den Kampf der Ideen, an deren Allmacht zu glauben, sie ihr Meister gelehrt hatte. Die Dichter endlich, soweit sie der neuen Richtung folgten, weit entfernt, ein „müßiges Spiel der Phantasie" zu treiben, stellten ihre Kunst ins Leben selbst, in den Dienst von Zeitbestrebungen, von Tendenzen. Überhaupt schien es, als ob im Bezirke deutscher Bildung zwei Welten sich scheiden wollten, von der alten idealistischen, aesthetischen, romantischen Phantasiewelt, die neue utilitaristische, vernünftige, in der — so beobachtete Goltz — nur mehr „Realismus", „Objektivität", „Politik", „Industrie" als der Menschheit würdigere Ziele gelten sollten.

Der „gesunde Menschenverstand", der seit Beginn der großen literarischen Periode des 18. Jahrhunderts seine Führerschaft eingebüßt und eine klägliche Nebenrolle hatte spielen müssen, schickte sich zu einer neuen Herrschaft über das deutsche Geistesleben an[39].

Der Todeskampf der alten Gefühlskultur gegen diesen neuen Rationalismus ist die Tragödie, welche Goltz bis an sein Ende nicht zur Ruhe kommen ließ. Denn die kämpfenden Mächte wirkten nicht nur um ihn, sondern vor allem in ihm.

Von Haus aus neigte er zu aristokratisch-konservativen Anschauungen. Alter Familientradition zufolge fühlte sich schon das Kind dem altpreußischen Geschlechte der von der Goltz nahe[40]. In Breslau war der Student in die romantische Sphäre eingerückt, aus der ja der ganze moderne Konservatismus geboren wurde. Unter den unterwürfigen, meist slawischen Scharwerkern in Lissewo hatte ihm die Überzeugung von der allgemeinen Reife des Volkes zur Freiheit und Selbständigkeit nicht aufgehen können, und im Ackerbürgerstädtchen Gollub blieben die Lebensbedingungen auch immer die alten. Wie hätte er da die Notwendigkeit einer urplötzlich vorzunehmenden allgemeinen Erneuerung der Welt einsehen sollen? Sein Auge sah wenig von den großen Veränderungen im Wirtschaftsleben des Volkes, und wenn dann die Zeitungen berichteten, daß in England, dem Musterland für Freiheit und Liberalismus, neuerdings tausende von Kindern zur Arbeit in die Fabriken geführt wur-

den[40*], so durfte er billig solche liberale Fortschrittlichkeit entrüstet ablehnen.

Seinen Zorn auf den modernen Geist verschuldete nicht zuletzt das Gebahren der modernen Presse, die damals unter dem Andrang einer übergroßen Fülle neuer Reize, wie sie jeder Übergang zu einer neuen Kulturepoche mit sich bringt, jenes heroische Phrasengetümmel produzierte, das jungdeutsche Art so recht charakterisiert. Im Dienst von Hunderten von Zwecken, Ideen und Interessen gaben sich jetzt Leute aller Stände mit Schriftstellerei ab, und es begann jene nervöse journalistische Massenproduktion, deren ins Kolossale anwachsende Hochfluten seither die kultivierte Welt beängstigen. Mit „Zeitparolen" warf man wild verschwenderisch um sich und wechselte seine „Standpunkte" so oft es beliebte. Die Liberalen, im Bestreben, den neuen Lebensinteressen, die sich aus den neuen sozialen und industriellen Entwickelungen ergaben, Raum zu schaffen, zeigten sich respektlos gegen das historisch Gewordene, den alten Staat und die alten Kirchen, und mit Schlagworten wie „Emanzipation des Fleisches" schien es auf Umsturz der bisher giltigen sittlichen Normen abgesehen.

Solche Vorgänge beobachtete Goltz mit tiefem Unwillen und Schmerz. Vor allem verletzte ihn der kecke Ton der Stimmführer: „Mit allem wird Koketterie und Unzucht getrieben, alles auf den Markt getragen, alles besprochen und ausgesprochen, die tiefste Seele hat kein Allerheiligstes mehr."[41]. Zorn und Klage ließ er aber nicht öffentlich erschallen, sondern erfüllte damit nur Freundesgespräche, fein ausgefeilte Briefe und viele Bogen Papier, die zum Drucke zu geben ihm dieselbe „Schämigkeit", die er an den modernen Journalisten vermißte, verbot[42]. Statt dessen schliff und putzte der Winkelphilosoph seine Waffen weiter: Wenn z. B. die Bibel, ihm von Kindheit an als ein Bronnen der Poesie und Erhabenheit heilig, infolge der Bücher D. F. Strauß' und Bruno Bauers in ein nach seiner Meinung unnützes „philologisches Gassengezänk" hinabgezogen wurde, so suchte er in des Glaubensphilosophen Hamann sibyllinischen Arsenal das Rüstzeug zur Bekämpfung der neuen Aufklärer. Gegen die laute Reklame für realencyclopädisches Wissen holte er die kräftige Weisheit G. Hippels heran, „sog an den Bienenstöcken Jean Pauls" und vergewisserte sich angesichts der neuen materialistischen Naturwissenschaft bei den Schellingianern Steffens und G. H. Schubert über das Walten eines heiligen göttlichen Geistes im All[43].

Am meisten aber ärgerte ihn das Treiben der Hegelianer, sowie der um Strauß und Gutzkow. Gegen sie hat er in seiner Golluber Studierstube geradezu gewütet, im Ton maßlosester Erboßung zynische Pamphlete verfaßt und — sie in seinem Pulte verschlossen. Eines davon, das „Dankgebet einer poetischen Seele für die annoch unvollendeten Culturzutätigkeiten

gegen die unschuldige Natur; mit einem besonderen Notabene für Herren Gutzkow und Strauß, die großen Christusfeinde und furchtbaren Christus-Criminells" beginnt: „Lieber Himmel, ich danke dir vor allen Dingen, daß ich wenigstens in praesenti weder ein absolut unsinnlicher Hegelianer, noch ein geiler Gutzkowianer . . . sondern bis auf weiteres in der ferneren Hegel-Gutzkowschen Weltreformation in meiner schlechten Subjektivität belassen bin . . ." Nach zweiundzwanzigseitigem Schelten über die „aschgraue pure sich selbstüberkletternde Dialectik" und die „priapische Pestilenz des Gutzkowschen Naturdienstes" endet er: „Ich danke Dir aber auch, lieber Himmel, nicht minder, daß hin und wieder noch ziemlich grob und unaesthetisch geschimpft werden kann . . ." Solche Entladungen brauchte Goltz' Natur augenscheinlich dann und wann.

Übrigens waren seine Studien durchaus ernst, und all das, was durch seine späteren Schriften braust, trieb er schon in dieser Golluber Zeit. Neben dem harten und anmaßenden Urteil, daß er sich wie viele Ganz- oder Halbautodidakten mangels einer ebenbürtigen, zum Widerspruch fähigen und berechtigten Umgebung angewöhnte, stellte sich noch eine andere Folge einsamen Grübelns ein: enorme Breite der Gedankenströme. Die zu ihrer Fassung notwendige breite Form gewann er durch eingehende Wortstudien sowie durch Anlegung reicher Sammlungen synonymer Ausdrücke. Doch mied sein Sinn nichts energischer als das rein Gelehrte und die Vielwisserei. Derlei zusamt der ganzen modernen „encyclopädischen Bildung" galt ihm als Zeitkrankheit. Aber auch intensivste philosophische Durchbildung — war er überzeugt — blieb ohne Wert, wenn ihr nicht tiefe unmittelbare Erfassung der Wahrheit durch das Leben selbst das Gegengewicht hielt. Den vollen Einklang beider, der wissenschaftlichen und praktischen Erkenntnis, die „Versöhnung von Idealismus und Realismus" wollte er in sich verwirklichen und damit später die wissensverbildeten Zeitgenossen überraschen. Volles Menschenleben ist überall, auch in Gollub an der Drewenz. Hier packte er es in dem Bewußtsein, daß, „wer ein halbes Leben sich an einem bestimmten Punkte in die Welt mit Herz und Hirn hineinvertieft und hineingearbeitet hat, sie zum mindesten so gut versteht, wie einer, der wissenschaftlich politisch kosmopolitisch als genialer Irrwisch . . . durch die ganze Welt geblitzt ist[43*]. Die Rechnung stimmt nicht ganz. Daß der Punkt, an dem er die Welt erfaßte, gerade ein preußisch-polnisches Ackerbürgerstädtchen sein mußte, hat seine Lebensweisheit einigen Zeitgenossen stellenweise kleinstädtisch erscheinen lassen.

Jedenfalls verstand Goltz es ausgezeichnet, allem, was seinen Sinnen begegnete, das innerste Wesen abzulauschen. Tun und Reden von Verwandten und Bekannten nahm er unter die schärfste psychologische Lupe, zog die Leute ans helle Licht des Fensters und forschte ihnen mit durch-

dringenden Blicken in die Augen und durch und durch in den Seelengrund hinab, daß sie Angst bekamen; gab acht, wo es auf den Gassen, in den Kneipen, ja auf Gollnber Tanzvergnügen Redensarten aufzulesen und von Schusterlehrlingen, betrunkenen Bauern und Spießbürgern Witze, „Humore", „Situationen" und Anekdoten zu „profitieren" gab. All das waren ihm Goldkörner lebender Wahrheit. Ein geisteskrankes Dienstmädchen veranlaßte ihn zu eingehenden Untersuchungen über den Wahnsinn[44]. Mit besonderem Eifer sammelte er von jeher schon Charakterzüge von Kindern. Die vorzüglichste Gelegenheit bot Gollub zu vergleichenden Studien über Polen, Juden und Deutsche, die fast zu gleichen Teilen die Bevölkerung des Grenzstädtchens ausmachten. Auf diesem Gebiete hat er später mit sein Bestes geleistet.

Nach achtjährigem, rastlosem Studieren fühlte Goltz das dringende Bedürfnis, sich körperlich und geistig zu erfrischen. Er kehrte darum zum praktischen Wirken inmitten der Natur zurück und übernahm, zugleich um seine kärglichen Einkünfte zu verbessern, 1838 eine Pacht in Lipnitza bei Gollub. Nach einem halben Jahr aber war ihm die ersehnte Poesie des Landlebens schon gründlich vergangen, und er segnete die gute Gelegenheit, die ihm ermöglichte, die Pacht wieder mit Vorteil abzutreten und seinen Wohnsitz nach Gollub zurück zu verlegen. Eines hatte er jedoch bei diesem Versuche gewonnen: die Einsicht von Rousseaus damals noch immer nicht überwundenem Grundirrtum, den er in späteren Schriften mit den bündigen Worten: „Die Rückkehr zur Natur ist für den kultivierten Menschen ein barer Unsinn!" abzufertigen pflegte[45].

Sich selbst als isolierten Repräsentanten der Kultur zu empfinden, legte ihm die Unbildung und Roheit seiner bäuerlichen und kleinbürgerlichen Umgebung überhaupt recht nahe. Es ist ein halbes Wunder, wie er fast zwei Jahrzehnte in diesem schmutzigen Grenznest aushalten konnte, „unter Leuten, die sich nicht genierten, ihn ins Gesicht verrückt zu nennen, niemals ihn dafür zu halten." Das sind vorzugsweise dieselben Menschen, die in Goltz' Schriften um ihrer verwilderten Lebensweise willen als „Naturalisten" so böse den Text gelesen bekommen und die ihm, der ehemals lauteren Enthusiasmus für die Natur und alles Natürliche hegte, zuerst den schweren Seufzer entlockten: „Wir civilisierten Menschen halten die pure Natur nicht mehr aus!" . . . „Die Natur muß notwendig von ihrem Korrelat, der Kultur, durchdrungen werden!"

Für die Trostlosigkeit seiner weiteren Umgebung mußte ihn ein inniges Familienleben entschädigen. Da ihm eigene Kinder versagt blieben, nahm er nacheinander zwei Verwandte als Pflegetöchter in sein Haus auf und widmete sich im Verein mit seiner geliebten Frau voll Eifer deren Erziehung:. Dabei wurde ihm klar: „Das höchste Gut, das wir von außen her empfangen, sind Weib und Kind und Natur"[46]. Wenn Goltz,

vom starken Mitteilungsdrange gequält, sich anfangs bemüht hatte, die fünf Golluber Honoratioren, Bürgermeister, Pfarrer, Doktor, Apotheker und Grenzkontrolleur in seine Gedankenkreise zu ziehen, so wurde er doch recht bald inne, daß das sich selbst vergeuden hieß! „Schämigkeit“ schloß ihm hinfort den Mund vor diesen albernen und unerzogenen Leuten. Doch trieb es ihn immer wieder, die ersehnte Resonanz für seine Gedanken sowie überhaupt literarische Anknüpfungen auswärts zu suchen[47]. Überall erregte seine Erscheinung starkes Aufsehen. Wie er sich in der humoristisch-literarischen Gesellschaft „Rütli“ in Berlin, der Kossak, W. Scholtz, Titus Ulrich, Krigar, Dohm, Lazarus und Rud. Genée angehörten, einführte, erzählt der letztere: „Bogumil Goltz mit seinem sehr scharf geschnittenen Kopfe und den ernst und durchdringend beobachtenden Augen hatte anfangs auf die Anwesenden nicht erwärmend wirken können. Krigar, der solche Gäste gern auf die Feuerprobe stellte, richtete an Goltz das Wort: „Wie denken Sie darüber, Herr Doktor?“ und brachte dann in einer Reihe philosophischer Floskeln und Wörter einen so furchtbaren Unsinn hervor, wie es eben nur Krigars Beredsamkeit vermochte. Goltz sah mit seinem ernsten und scharfen Adlerblicke ihn während seiner Rede unverwandt an und da Krigar endlich zum Ende gelangt war, nahm Goltz den Scherz auf und antwortete mit einem „allerdings“ beginnend, dem Sprecher ernst und sicher mit einem so grandiosen und aus viel reicherem Schatze des Wissens genommenen philosophischen Gallimathias, daß Krigars Waffe zerbrochen am Boden lag und Goltz erst jetzt, nachdem er geendet hatte, den stürmischen Jubel der Anwesenden in Empfang nehmen konnte.“ Freilich hatte Goltz, wie jeder witzige Kopf, Freude am Sprühfeuer seines Geistes. Daß es ihm aber dabei — wie Roquette meint, der ihn als Knabe im väterlichen Hause zu Bromberg sah — bloß darauf angekommen sei, als Anekdotenerzähler und kurioser Sonderling seine Zuhörer lachen zu machen, oder als leidenschaftlicher Bußprediger „nur überhaupt eine Wirkung hervorzurufen“, das ist gewiß eine Täuschung. Es erging Goltz eben wie jenem König, den die Lust anwandelte, als Narr seine Lande durchziehend die Leute durch seine geistreichen Späße in Staunen zu setzen. Wenn er dann sagte: „ich bin der König“, so verlachten sie ihn und verkannten seine königlichen Gaben. Um sich einmal von der Schwere seiner Gedanken zu befreien, d a z u machte Goltz zumeist den schnurrigen Mann. Den hohen Ernst seiner Gesinnung bezeugt mit gewichtigen Worten Karl Rosenkranz in Königsberg; er hat ihm wie kaum ein anderer tief in die Seele gesehen: „Es ist grenzenlos, was er in seiner (Golluber) Einsamkeit alles in sich durchgearbeitet hat. . . . Die sittliche Energie und religiöse Weihe, womit Goltz tiefe Anschauungen des Lebens enthüllt, läßt ihn als Philosoph Dichter und Priester zugleich erscheinen. . . . Über Anerkennung freute Goltz sich ungemein, konnte aber bei Tadel

oder noch mehr Gleichgültigkeit in eine schreckliche Vertrübtheit verfallen. So las er mir einen langen, langen Aufsatz über die Einheit der Identität und des Unterschiedes offenbar mit der Intention vor, mir gerade, dem Schulphilosophen, damit zu imponieren. Ich hörte ruhig, allein ohne besondere Zeichen des Beifalles zu. Als er fertig war, fragte er mich ausdrücklich um mein Urteil. „Lieber Goltz", erwiderte ich, „was soll ich sagen? Es ist schon richtig, was sie da auseinander setzen, aber sie werden begreifen, daß ich dadurch nicht enthusiasmiert sein kann." „Wie so?" fragte er erschrocken. „Bedenken sie doch, daß solche Expositionen zu machen, zu meinem täglichen Brote gehört." „Sie haben Recht!" rief er und schlug sich mit komischen Pathos, aber sehr bekümmert, vor die Stirn und war nicht zu bewegen, noch etwas anderes an diesem Tage zu lesen, sondern packte seine Papiere zusammen und ging, denn er konnte sich den Mißgriff, wie er es nannte, mir gegenüber selber den Schulphilosophen gemacht zu haben, augenblicklich nicht verzeihen. . . . Er ist bei aller herkulischen Kraft ein kindlicher Mann, eine jener grandiosen Figuren, die aus der erhabenen Sehnsucht unseres nordischen Idealismus hervorgehen und die mit einer gewissen romantischen Gebrochenheit kämpfen. Ich suchte dem wackeren Manne Mut einzusprechen, wenn er sein bisheriges Tun geringschätzte und an dem Verdruß würgte, 40 Jahre seines Lebens ohne sonderliches Resultat hinter sich zu haben. Er nannte sich ironisch immer einen Manuskriptenbesitzer und wollte hier (1843) einen Verleger suchen."

Das wars: acht lange Jahre hatte er unermüdlich Bücher und Leben studiert und ellenhohe Stöße von Manuskripten zusammengeschrieben, nie aber trotz Anmahnung seiner Bekannten etwas davon zum Drucke geben wollen, nicht zuletzt, weil es ihm immer noch wieder korrekturbedürftig erschien. Abgesehen von hundert Projekten und Plänen zu Romanen, Novellen und Dramen lag in seinen Regalen eine Menge von druckfertigen wissenschaftlichen Abhandlungen und flotten Kapricen, abgefaßt in dem sich damals neu entwickelnden Feuilletonstil. Aber erst seit 1838 fing Goltz an, sich nach Verlegern umzusehen. „Ich habe", schreibt er an Hoffmann von Fallersleben, „das Spekulieren in der Golluber Spelunke bis zum Exceß satt, ich will unter Menschen, ich möchte was lernen, lehren, drucken lassen, vortragen . . . ich möchte mich nachgerade gerne von einer reicheren Außenwelt tragen, accompagnieren und illuminieren lassen . . ."[48] So war er denn seither als Manuskriptenbesitzer mit einem großen Koffer in Berlin (Herbst 1838), Königsberg (1843), Danzig usw. herumgezogen, um literarische Kreise für sich zu interessieren. Doch immer wieder mußte er ohne den gewünschten reellen Erfolg nach seinem „Flachsenfingen an der Drewenz" zurückkehren, sich nach wie vor von seinen Verwandten einen „philosophischen Taugenichts" schelten lassen

und aus Verzweiflung weiter mit den Bierbürgern an den langen nordischen Abenden ins ungeschnäuzte Talglicht sehen. „Ich habe", beschreibt er selber, „zuweilen dieses einzige trübe Resourcenlicht lichtfreundlich mit meinem bischen Witz geschnäuzt; aber die Flachsenfinger fingen doch nicht viel Feuer, . . . ich habe mit meinen Leidensgefährten und Kulturverschworenen Braunbier getrunken, mit ihnen um die Wette gegähnt, und den Kinnbackenkrampf ausgehalten, mich mit ihnen in Anekdoten und schlechten Witzen übernommen, mit ihnen über der langen Weile im Stillen gebrütet und ein herkömmliches: „ja ja, so geht's in der Welt" oder: „man wird wohl schlafen gehen müssen" oder: „da sind wir mal wieder beisammen gewesen" produziert. — Ich habe mit den „Mummelburgern" fraternisirt und musizirt; ich habe zwei heiser lamentirende Geigen auf einem Bierbasse oder Krugviolon begleitet, nur um zu vermeiden, daß nicht ein Autochthone mit dem nassen Daumen den Bassisten machen möge. Ich habe alles Mögliche und noch etwas darüber hinaus für die Flachsenfinger Geselligkeit und Kurzweil getan; ich war sogar daran, auf Brusbart und Galgenknaster anzubeißen, obgleich ich weder spiele noch rauche; da trat der Genius meines Lebens vor mich hin und sagte: „Mensch bedenk dein Ende", aber nicht fürder in Hühnerhorst; du hast bereits Pips und Mauser überstanden; du bist für eine höhere Staffel gereift. — Jetzt denke darauf wie du deine Lenden gürtest, den Staub von deinen Füßen schüttelst und nie wiederkehrst. Damit du dies aber vermögest, so schreibe dies Buch! — In demselben Augenblicke erschien vor meinem verzückten Blicke der lichte Genius meiner Kindheit. Er hielt eine Schrift in Händen, auf deren Titelblatt in farbenglühenden und goldenen Lettern „Kindheit" zu lesen stand. — Als ich erwachte, sah ich, daß ich wieder einmal in Duhster-Duhseln so schön geträumt. Aber diesmal hielt ich den Traum fest und machte Ernst mit der Schriftstellerei, und fiel doch nicht aus der Rolle, sondern in den tiefsten Seelentraum, in den Mittelpunkt der Natur, in die heiligen Paradiesträume der Kindheit zurück und schrieb sie nieder, und nannte sie „Buch der Kindheit""[49].

„Buch der Kindheit."

„Im aechten Manne steckt ein Kind . . ." Goltz war ein glückliches Kind gewesen. Drum wurde er als Mann ein warmer Kinderfreund, drum wußte er recht von der Kindheit zu reden. In seinen frühesten Aufzeichnungen schon finden sich Studien über die Kindesseele[50]. Er fragt die Mütter über ihre Kleinen aus, beobachtet sie selbst und stellt für seine jungen Neffen und Nichten eine Fibel voll lustiger kindlicher Verse zusammen. Bereits 1842 ist ein „echtes Kinder- und Erziehungsbuch" geplant.

Außerdem: Je unerträglicher ihm die neue Welt und die neuen Menschen dünkten, je schwerer die Ergebnislosigkeit von mehr denn vierzig Lebensjahren den Mann bedrückte, um so sehnsüchtiger wandte sich sein Blick dem unbewölkten Morgenrot seines Erdendaseins zu, und als er im Jahre 1843 die Stätten jener frühen Glückseligkeit, das geliebte Königsberg, wiedersah, als es ihn zum Brandenburger Tor den alten Knabenspaziergang nach Ponarth hinaus trieb, „nicht weil er vernünftig wußte warum, sondern weil er verzaubert, weil er närrisch war in Erinnerungen an die Kindheit, weil er an einem Orte sein verlorenes Eden zurückträumen mußte", da war der rechte Ton für das Kinderbuch gefunden, der Ton der seligen Schwärmerei im Wechsel mit dem des bitteren Heimwehs nach dem fernen Kinderland[51].

Angestrengt durchforschte er seines Lebens Morgendämmerung: Traumhaft schwankende Bilder tauchten auf, im Nebel zerfließende Erinnerungen: „Das früheste Gesicht zeigt mir den Schauplatz meiner Kindheittage im Winter. Es ist kurz vor Abend, der Himmel bezogen, ein gelindes, stilles Wetter und keine Abendröte zu sehen. Rings von dicht bewaldeten Bergen umgeben, liegt das kleine Gehöft auf einer sanft ansteigenden Höhe, an einem großen gefrorenen See; und wiewohl kein Lüftchen um meine Wangen spielt, so schlagen doch die graubraunen Büschel der ungeheueren Rohrmassen, mit denen die Seeufer eingefaßt sind, Wellen, wie ein Meer. In der Mitte aber blitzt, einem starren Glasauge ähnlich, und wie zwischen den bewegten Augenbrauen eines Riesen der Edda-Sage, der sich in dieser Waldeinsamkeit zur Nachtruhe niedergestreckt, das spiegelblanke gefrorene Eis. So erzeugt sich die nordische Mythologie im nordischen Menschkinde fort und fort, vom ältesten bis zum jüngsten Tage." (Jgl. I 28.)

Solche Gesichte nennt Goltz um ihrer Unfaßbarkeit, um ihrer Schemenhaftigkeit willen „Seelen von Kindererlebnissen“. Sie müssen vor der Fülle der Bilder und „Geschichten von Fleisch und Bein“ weichen. An sich sind auch diese herzlich unbedeutend, jedes Kind erlebt ähnliches. Doch kommt es dem Verfasser ja gerade auf das Typische im Kindesleben an. Er will nicht, wie etwa Goethe und Fr. Hebbel in ihren Kindheitserinnerungen das Werden der eigenen Person darstellend erklären, sondern hat das Kind und die Entwickelung der Keime in ihm für das Leben ins Auge gefaßt. Darum werden reichlich auch anderer Kinder Erlebnisse mitgeteilt. Goethes Forderung, „Der Erzieher muß die Kindheit hören, nicht das Kind!“ hat hier ihre Erfüllung gefunden. Darin liegt aber nicht nur der pädagogische, sondern auch ein dichterischer Wert, denn obgleich das Buch durchaus memoirenhaft, urpersönlich und im lokalen Kolorit gehalten ist, gelingt es ihm, den Inhalt und die Wahrheit von fast jedermanns Kindheit zum Ausdruck und zur Empfindung zu bringen.

Da erzählt er denn die nettesten Geschichten aus den Anfängen seiner Erdenbürgerschaft — es wurden ihrer einige bereits früher mitgeteilt — aus Warschau, Königsberg, Klein-Tromnau, Marienwerder: was in seinen unberührten Sinnen vorgeht, wenn sie Bekanntschaft machen mit noch niegesehenen unerhörten Dingen, die, mochten sie Erwachsenen noch so alltäglich dünken, dem kindlichen Geist viel zu schaffen geben, um schließlich, nachdem alle Erklärungsversuche gescheitert sind, in ihm, von magischem Nimbus umwoben, ein Wunderdasein zu führen. Da wird geschildert, wie aus dem Weben der Natur zarteste Fäden in die junge Seele hinüberspielen, wie der kleine Mensch vor Naturdingen erstaunt, mit ihnen im freien, frohen Studium sich gemütlich befreundet und „sittlich verkehrt“, wie der Umgang mit Erwachsenen in ihm allmählich ein sittliches Weltbild entstehen läßt („Schwarzes Roß“), wie die kindliche Phantasie von unverständlichen Worten erregt und verzaubert wird („Frühlingswehen“, „Flügelkleidchen“) und Mythen dichtet, wie sie schließlich mit erstaunlicher Kraft aus allem alles zu machen versteht, mit den Sachen ein souveränes Verwandlungsspiel treibt und überhaupt um sich herum eine eigene Wunderwelt zur Privatbenutzung schafft[53].

Der Wert des „Buchs der Kindheit“ für den Kinderpsychologen[54] ist wohl ein ähnlicher, wie der eines älteren Werks der schönen Literatur: Karl Philipp Moritz' „Anton Reiser“. Hier wie da dieselbe hervorragende Fähigkeit, sich rückwärts in die Kindheitserlebnisse zu vertiefen, dem eigenen Empfinden und Tun als Betrachter zuzusehen und seine Gründe mit feinster psychologischer Sonde frei zu präparieren.

Dem seinen Pädagogen- und Forschernst nie verleugnenden Moritz gegenüber weist Goltz einen anderen schätzbaren Vorzug auf: In ihm war das ehemalige Kind noch lebendig. Das erzählte seine wunderbaren und

zarten Erlebnisse mit vielen Gesten, mit Jauchzen und Seufzen und verträumten Augen geradeso wie ihm wirklich dabei zu Mute gewesen, und ein geschickter Schriftsteller lieh ihm die Fülle der Worte und Farben, daß die Bilder frisch erschienen, als wären sie von gestern. Dann aber fällt der Schriftsteller plötzlich aus der Rolle, entreißt dem Kinde, dem er nur die Hand führen wollte, die Feder und ergeht sich in bitteren Klagen wider die entartete übervernünftige Menschheit, die einfältigen Kindersinn als Kinderei mißachte.

Und doch sollte sie ihn zum Muster nehmen! Wie das?

Diese Forderung führt zum Kern Goltzischen Denkens, zu seinem symbolischen Grunde[55]: Erst wenn man sich lebendig der Kindheit erinnert, begreift man, was man verloren, und was das Leben sein kann. Die Kindheit ist durchaus die glücklichste Zeit des Lebens! Seltsam! glaubt doch der Mensch mit Entwickelung seiner Fähigkeiten durch Erziehung der Vollkommenheit immer näher zu kommen und so am Ende das höchste Glück zu genießen! Das gerade ist der Irrtum! Die Vollkommenheit, welcher der Kulturmensch zustrebt, ist eine Illusion, denn sie besteht nur in der einseitigen Ausbildung einzelner Kräfte, nicht in der Kunst sie zum Ganzen des Lebens zusammenwirken zu lassen! Die wahre Vollkommenheit aber beruht eben in der Harmonie der Kräfte, und ist auch kein Menschenwerk, sondern ganz nur in der göttlichen Natur, von der sich der Mensch durch jede selbsttätige Regung immer weiter entfernt.

An dieser echten Vollkommenheit hat der Mensch einzig in der Kindheit teil. Denn was durch Erziehung isoliert, was durch die Differenzierung, die man „Kultur" nennt, getrennt wird: Schauen, Denken, Fühlen, Hören, Lieben, Gut- und Reinsein, Glauben und Hoffen, das wird in der Kindheit als eins empfunden, als reines Lebensgefühl.

Und während uns bei dem nüchternen Wachbewußtsein der reiferen Jahre die Welt oft ihren eigentlichen Inhalt, ihre Seele verloren zu haben scheint, fühlt man in der Kindheit, wie im Traum, das Herz, die Seele so voll und sich selbst eins mit der Natur und dem Gott in ihr. Alles ist dann um seiner selbst willen da, wir kennen nicht Ursache und Wirkung, Mittel und Zweck, Geist und Materie, haben kein Ziel, keinen Zweck als die Gegenwart und greifen alles aus der Mitte. Da ist kein Dichten, Trachten, Vorbereiten, Isolieren, Abstrahieren, kein Trennen des Ichs, kein Objektivieren. Alles ist eines, eines nur mit dem andern und durch das andere, wir ahnen gar nicht, daß etwas getrennt werden kann, sondern fühlen im einzelnen das Ganze, das All im All und auf jedem Punkte die höchste Unmittelbarkeit der Wonne des Daseins in seiner ursprünglichen Frische, Heiligkeit, Poesie, Glückseligkeit.

So soll das Kind der Menschheit zum Symbol der Vollkommenheit dienen[56].

Die Bildung solcher Vorstellungen ist wohl nicht ohne einigen Einfluß Jean Pauls vor sich gegangen. Ihn hat Goltz als seinen nächsten Wahlverwandten geliebt[57]. In der Tat ähneln sich die beiden Männer in Lebensgang und Gedanken nicht unerheblich:

Wie Jean Paul sieht auch Goltz sich gezwungen, in einem „böotischen Boden" und in eine „geistige Saharawüste" versetzt, inmitten kleinstädtischer Engherzigkeit und banausischem Krämersinn kostbare Lebensjahre zu verbringen. Gleich jenem schwelgt er in der Erinnerung an eine unter dem strengen Regiment eines teuren und wacker-frommen Vaters überaus glücklich verlebte Kindheit als in einem nie versiegenden Quell der Freude, der ihm kindliche Herzlichkeit, Lauterkeit des Gemüts und Liebenswürdigkeit verlieh und bis ans Ende erhielt. Einer wie der andere empfindet dauernde Abneigung vor dem Kranken und Schwachen, schilt und lächelt gern über die nichtsnutzigen Gelehrten, kennt und liebt dagegen die Leute aus dem Volk und schwärmt für Kraft, Fülle und Leben. Auf beide übt die lange ländliche und kleinstädtische Isolierung einen bestimmenden Einfluß aus, macht sie feinhörig und scharfsichtig für das Kleine, das Zunächstliegende, für die Geheimnisse der Natur und des Menschenherzens, wird ihnen aber auch verhängnisvoll, insofern der Mangel urteilsfähiger Personen die Reinigung ihres Geschmacks verhindert und ihrer ewig in eigenen Vorstellungen und Träumen luxurierenden Subjektivität mindestens starken Vorschub leistet. In beiden endlich finden zwei Geistesrichtungen nebeneinander Platz, die einander sonst auszuschließen scheinen: während ihr Realismus noch die diesseitige Welt mit Falkenaugen durchforscht, hier ebenso unbarmherzig Verkehrtheiten und Verderbtheiten tadelt, wie er dort mit Behaglichkeit beim idyllisch Schönen in der Natur und im Stilleben unschuldiger, kindlich-frommer Menschen verweilt, gibt unversehens ein Tautröpfchen, in dem sich der Himmel spiegelt, Anlaß zu einem transzendentalen Flug in höhere Welten oder faulendes Stroh auf dem Dache eines Dorfhäuschens mitten im prangenden Frühling Gelegenheit zu Todesbetrachtungen und staunenerregender Sentimentalität. Dann hat es plötzlich mit dem Realismus ein Ende, alles Irdische ist zum Gleichnis vergeistigt, zum Symbol, das über sich hinaus auf Göttliches hindeutet, und die kleinsten Dinge stellen sich als Mikrokosmen, als „Kultur- und Naturgeschichten im Ei" dar. Das ist dichterischer Pantheismus und symbolistischer Spiritualismus, der im bunten Wechsel mit mikroskopischem Wirklichkeitssinn den Eindruck des Widerspruchsvollen macht. So läßt beide Dichter das nimmer endende Ringen dieser und anderer entgegengesetzter Neigungen nie zu einer harmonischen und in sich geschlossenen Weltanschauung gelangen und erzeugt in ihnen die Sehnsucht nach dem Frieden und der natürlichen Harmonie des kindlichen Daseins. Ihre schmerzlichste Not gebiert ihr Ideal.

Zu der Ähnlichkeit der Lebensbedingungen und Geistesanlage kommt noch ein direkter Einfluß Jean Pauls auf Goltz. Der Golluber Einsiedler hat Jean Paul nicht nur leidenschaftlich studiert, sondern ihn für seine eigenen ersten schriftstellerischen Versuche, die nicht zum Drucke gelangten, zum Vorbild genommen. Im Nachlaß haben sich aus der Zeit vor 1843 eine Anzahl Satiren und „Capriccios" vorgefunden, die von buntschillernden Einfällen, Anspielungen und witzigen Gegenüberstellungen strotzen. Als Stilprobe sei hier nur der Beginn eines über über Jean Pauls Humor handelnden Aufsatzes „Nante Strump" (9. Juni 1837) mitgeteilt: „Der Humor ist kein Hummer, wiewohl auch dieses ein humoristisches Insekt genannt werden könnte, oder eine Kreatur, welche die Natur in einer originellen Laune erschaffen hat, da sie rückwärts geht und nicht eher Couleur kriegt, als bis sie kochend in den Tod geht . . . . ."[58].

Auch hatte er, wie Jean Paul, eine leidenschaftliche Sucht für wunderliche Buchtitel. Davon sammelte er mehrere Hefte voll. Einer sei herausgegriffen „Sonderlings Perspektive, das ist: Wunderliche Schrullen und Ennuyements, Idiosyncrasien und Exzesse, Sympathien und Antipathien, Malicen und Capricen, Saltomortales und Mongolfieren, Forcen und Unmachten, Ikarusflügel, Hirngespinste, Marotten und Raupen, Grillen und Pillen, Steckenpferde und Puppen. Kurz, die philosophische-poetische Rumpelkammer, Laterna Magika, Mythologisches Wachsfigurenkabinett — Popanze und Fratzen oder die Welt eines widerhaarigen Winkelphilosophen. Motto Heureka d. h. Gott ist auch im Schwachen mächtig — und ihr sollt nicht mit Rehposten nach Grillen schießen." (2. November 1836.) Wir sehen Goltz in den folgenden Jahren eifrig bemüht, seinen Stil von solcher geistreichelnden Spielerei zu reinigen[59] und das „Buch der Kindheit" zeigt, daß ihm das wohl gelungen ist, aber nicht bis zu dem Grade, daß die Ähnlichkeit mit Jean Paul nicht sogleich manchem aufgefallen wäre[60]. Wirklich gemahnt neben den Eigentümlichkeiten der Schreibart auch inhaltlich einiges an den mitteldeutschen Idyllendichter. Er verfolgt mit seiner Schilderung der Kindheit offensichtlich den Zweck, das „Vollglück in der Beschränkung episch darzustellen", wie Jean Paul es von der Idylle verlangt und etwa im „Schulmeisterlein Maria Wuz" ausführt. Doch darf man gewiß hieraus noch nicht auf ein direktes Abhängigkeitsverhältnis schließen — zumal der Wuz als Dichtung, das „Buch der Kindheit" in Memoirenform angelegt ist —, ebenso wenig wie aus anderen inhaltlichen Übereinstimmungen mit der „Levana": z. B. die Überzeugung, daß es sehr schwierig sei, in die kindliche Seele einzudringen, daß mangelndes Verständnis hierin zu ungerechter Behandlung der Kleinen führe, daß man sich daher vor dem Übereifer in der Erziehung vorsichtig zu hüten habe: solche Wahrheiten haben zum mindesten seit Rousseau viele ausgesprochen, die sich in ihre Kindheit

vertieften[61], vor allem K. Ph. Moritz. Ebenso braucht der Gedanke von der Heiligkeit der Lebensfrühe und der Vollkommenheit der Natur in ihrem Urzustande und die Vorstellung, daß der Mensch in seiner Kindheit und Jugend nicht eigentlich zum Höheren hinansteige, sondern herabsinke, nicht von Jean Paul zu stammen. Diese Ideen sind romantisches Gemeingut[62].

Was dazu verlockt, Goltz mit dem Verfasser der „Levana" in Verbindung zu bringen, ist letzten Grundes die enthusiastisch vorgetragene Meinung vom hohen Werte der Kindheit. Der Rationalismus des 18. Jahrhunderts hatte das Kind als Wesen von bestimmter Eigenart noch nicht erkannt, hatte es wie einen Erwachsenen gekleidet und in seiner Erziehungssucht oft bereits mit drei Jahren unterrichtet, um es möglichst schnell zum Ernst des Erwachsenen und damit erst zu Eigen- und Vollwert hinaufzuzüchten. Dagegen hatte als Apostel Rousseaus noch Jean Paul protestieren müssen: „Ist denn die Kindheit nur der mühselige Rüsttag zum genießenden Sonntag des späteren Alters oder ist sie nicht vielmehr selber eine Vigilie dazu, die ihre eigenen Freuden bringt!" In einer Linie mit den Verfassern des „Emile" und der „Levana" gegen den gleichen nie aussterbenden rationalistischen Feind, der sich neuerdings als Verfechter der Realschule stärker wieder erhoben hatte, kämpft auch Goltz, überbietet jene beiden aber noch mit der seligen Gewißheit: „Der Mensch kann nichts Vollkommeneres werden als ein Kind." „Wer das Leben guter, glückseliger Kinder vollkommen erkannt hat, der hat alle Wahrheit, Schönheit, den Stein der Weisen!"

Das muß betont werden: So sehr Goltz durch seinen Gesinnungsgenossen, Jean Paul, in manchen Stücken bestärkt worden sein mag, so ist das „Buch der Kindheit" doch keineswegs ein aus literarischen Anregungen zu erklärendes Literaturwerk. Nein, er hat dieses Buch aus seinen Erlebnissen geschöpft, es sich mit wahrer Inbrunst vom Herzen heruntergeschrieben, um sich selbst zu befreien und den Mitmenschen einen Dienst zu leisten[63]. „Zum Repitieren ihrer eigenen Hausmemoiren" wollte Goltz die Leute durch das „Buch der Kindheit" anregen. In dieser originellen Abzweckung unterscheidet sich das Werk von allen ähnlichen. Die ganze Menschheit sollte, um sich vor dem Versimpeln in platter Vernünftelei und Bildungsphilisterei zu retten, „sich auf ihren heiligen Ursprung besinnen", auf die Kindheit, in der die wundergläubige Kraft des Gemüts in des Lebens Vollgefühl ihre Welt sich selbst schafft aus dem Nichts. Zurück zu jener glücklichen Zeit können wir freilich nicht mehr, aber wir können sie in der Erinnerung wiederholen, uns in sie zurückträumen, uns dadurch erlösen von den Fesseln, die uns Weltverstand, Modenarrheit und Eitelkeit angelegt haben, und jenen Frieden, jene Kraft und Reinheit des Gemütes in uns erneuern, die durch die einseitige

Verstandesarbeit erschöpft und entheiligt wurde. Nun soll sie als neue Lebensenergie aufschießen, als Daseinswonne den Menschen berauschen und große Werke erzeugen! (M.-D. I 197.)

So schwärmerisch das klingt, eine gewisse Berechtigung gegenüber dem neuen Rationalismus des 19. Jahrhunderts kann man diesem Ideal nicht abstreiten.

Die Zeitungen jenes Revolutionsjahrzehnts strotzen von Ausdrücken eines hochgradigen Selbstbewußtseins, wie „mündig" und „den Kinderschuhen längst entwachsen" das Volk sei[64]. Da ist es nach dem Gesetz der Reaktion verständlich, daß ein hauptsächlich auf das Gemüt gestellter Mensch, abgestoßen von den Unfertigkeiten und Geschmacklosigkeiten seiner um eine neue Weltanschauung ringenden Zeitgenossen, statt der Vernünftigkeit die Kindlichkeit als Ideal aufstellte.

Das Mittel, welches Goltz zur Heilung der entarteten Welt empfiehlt: Regeneration im Geiste der Kindheit durch halbekstatische Träumerei, muß freilich als illusionär und nur als ein schöner Gedanke erscheinen. Daß aber des Dichters Mahnung an die Rationalisten zur Umkehr wirklich not tat, beweist unfreiwillig ein Literaturdiktator dieser Zeit, Julian Schmidt. Er dekretierte: „Die Kindesseele sei der Verhimmlung durchaus nicht wert" und verurteilte das „Buch der Kindheit" als „gedankenarm", „trivial" und „höchstens geeignet für hysterische Personen". Ein doppelschneidiges Urteil![65]

Ganz anders Wilhelm Grimm, Eichendorff, Menzel, Vilmar, Gottfried Keller u. a.[66] Sie alle anerkannten den tiefen Gehalt an Poesie und Wahrheit dieses neuen Buches und priesen es als ein Labsal in der Schwüle des modernen psychischen und sozialen Lebens.

Die stärkste Sympathie brachte ihm Friedrich Hebbel entgegen[67]. Wohl rügte er in eingehender Rezension die Schwächen des Werkes, die stilistische Nachlässigkeit und das Vorwort, bekannte aber freudig: „von welcher Fülle der echtesten Poesie strotzt fast jedes Kapitel! Wenn es jemals einen Dichter gab, der den Pfad zum Paradies der Kindheit zurückfand, so ist es Goltz."

Hebbel sah in diesem Buch viel von dem verwirklicht, was er selbst vorhatte: nämlich die Kindheit wirklich „darzustellen", statt sie bloß „von oben herab zu rezensieren". Durch das „Buch der Kindheit" hat er sich, meint Emil Kuh[68], zur Weiterführung seines eigenen in den ersten Anfängen steckengebliebenen Jugendidylls anregen lassen. Dennoch blieb Hebbels Arbeit Fragment. Er übertrifft darin das Werk des Westpreußen bei weitem an schriftstellerischer Ökonomie, dieser aber macht den Mangel wett durch temperamentvollere Darstellung. Berichtet jener seine Kindheitserlebnisse in ruhigem Erzählerton eines Erwachsenen, der aus seinen Erinnerungen reife Einsichten gewinnen will, so setzt dieser sie vor Augen

und Ohren des Lesers lebendig in Szene, so wie er sie mit den Sinnen des Kindes, das in ihm war, noch einmal erlebte. Was Goltz außerdem vor Hebbel und dem Verfasser des „Anton Reiser“ voraus hatte, war nichts geringeres als das Glück der Kindheit, das jenen nicht zuteil geworden war. Das verlieh ihm zur Darstellung der schönsten Zeit des Lebens von Haus aus die höhere Eignung.

Auf Goltz' Schultern steht ein anderer Westpreuße, Rudolf Reichenau aus Marienwerder mit seinen „Bildern aus dem Jugend- und Familienleben“ (Aus unseren vier Wänden, I, 1859). Einzelne seiner Motive hat er aus dem „Buch der Kindheit“ herüber genommen [69]. Bei Verzicht auf alle ideale Tendenz ist ihm freilich das, was sein Vorgänger nebenbei anstrebte, das reine Idyll und die genrehafte Zeichnung des häuslichen Lebens, gefälliger gelungen. Daß das „Buch der Kindheit“ weiterhin zur Selbstbiographie ermunterte, beobachtete Gutzkow [70]. An ihm selbst vollzog es ein halbes Wunder: der sonst so streitbare Literat ließ sich idyllisch stimmen und schrieb ein freundliches Schriftchen: „Aus meiner Knabenzeit“, welches schon durch das dem „Buche der Kindheit“ entnommene Titelmotto seinen Veranlasser offenbar macht. Die Frage, ob auch Gottfried Keller, der Goltz gut kannte und schätzte, für den „Grünen Heinrich“ Anregungen von diesem empfing, muß verneint werden [71]. Offen bekannt hat dies Hansjacob für seine Memoiren „Aus der Jugendzeit“ 1879. Durch sie hindurch klingt der von Goltz angeschlagene Ton der Sehnsucht nach dem „verlorenen Paradies“, dem „Himmel auf Erden“ ebenso deutlich wie durch Heinrich Königs „Auch eine Jugend“ 1852, ein Werk, das in ähnlicher Weise bemüht ist, die göttliche Weihe der Lebensfrühe zu erweisen. Seither hörte man solche Klänge immer öfter. Eine neue Literaturgattung bildete sich heraus. Marie von Ebner-Eschenbach mit ihren „Kinderjahren“, Otto Ernst mit dem „Asmus Semper“ und Ganghofer mit seinem prächtigen „Buch der Kindheit“, Rosegger u. a. traten auf als Goltz' selbständige Nachfahren und Vollender.

Den wärmsten Anteil am „Buch der Kindheit“ nahmen von Anfang an die Pädagogen [72]. Rosenkranz nannte es eine „feine Fundgrube pädagogischer Winke“ und Diesterweg „ein fast unschätzbares Kleinod für den Lehrer“. Eine Ordnung der für den Erzieher beachtenswerten über das ganze Werke verstreuten Lehren mag hier versucht sein:

Des Kindes Seelenleben ist keineswegs weniger tief als das der gebildeten Erwachsenen. In ihm spielt das Übersinnliche eine große Rolle und geht die Phantasie wunderbare Wege, deren Kunde dem Menschen mit fortschreitender Schulung des Verstandes in der Zucht der Logik, je „klüger“ er also wird, desto mehr verloren geht.

Drum übe der Erzieher Vorsicht, halte in geziemender Scheu zurück, wo er die Äußerungen der jungen Seele nicht versteht, damit er nicht mit

frevelnder Hand in des Kindes Wunderwelt hineinstörend himmlische, edle Naturkeime vernichtet. Im Guten wie im Bösen kann doch nur eigentlich das dem Menschen anhaften und leibhaftig zugebildet werden, was seiner Natur wahlverwandt ist. Übermaß der Erziehung schadet schwer, wie Schematismus allemal! Habt aber Vertrauen! Aufgeangelte Unart und Gassenmanier wird wie jedes angenommene Wesen späterhin vom „inneren noblen Lebenstrieb“ leicht genug abgestoßen, und was dann noch übrig bleiben sollte, das beseitigt das Leben. Und beeilt euch nicht zu sehr, den Jungen eures Verstandes Tüchtigkeit für ihren kindlichen Spielsinn aufzunötigen. Da schwatzt ihr ihnen brauchbaren Stahl für schönes Gold auf!

Doch darum auch ja nicht ängstlich! Ein Bengel und eine Portion Prügel gehören zusammen wie der Rock und der Ausklopfer. Wer die Buben in mißverstandenem Liberalismus als respektable Persönlichkeiten von der strengen Zucht emanzipieren will, den prügeln sie nachher.

Das „Buch der Kindheit“ will nicht zuletzt ein Protest sein gegen die Handwerker der Erziehungskunst, gegen die „neunundneunzigklugen Professoren und bocksteifen Cudimagister“, die, der eigenen Jugend nur wie eines Gott sei Dank überwundenen beschämenden Zustandes der Unwissenheit gedenkend, jungen Seelen alles, was quellende Natur ist, austreiben möchten, sie als nichts anderes als „zu stopfende Gedächtniswürste“ betrachten und nicht einsehen können, daß es beim Kinde nicht auf Bildung zuerst, sondern auf Pflege und Wachstum der seelischen Kräfte, auf Entwickelung von Wissen nicht so sehr, als von Gewissen ankommt.

Wenn auch ein Teil der Goltzischen Meinungen, insbesondere die, welche sich gegen die Einführung der Realschulen richten, im Laufe der Zeit ziemlich gegenstandslos geworden ist, hat man das „Buch der Kindheit“ doch unter die „pädagogischen Klassiker“ aufgenommen. Es erweist auch heute noch seine alte Kraft, Erzieher vom rechten Herzensschlage zu erquicken[73].

Gegen Ronge und die Lichtfreunde.

Das „Buch der Kindheit“ bei einem Verleger anzubringen war recht schwierig gewesen. Goltz hatte damit hausieren gehen müssen und dabei u. a. „in Pregel- und Spreeathen die tiefgefühlte Antwort erhalten: Das Buch sei für die profane Welt und Zeit viel zu schade“. Endlich fand er einen besseren Sachkenner in Heinrich Zimmer in Frankfurt a. M., der es „wacker mit Louisdoren honorierte“ und 1847 an die Öffentlichkeit brachte. Teile daraus waren schon 1844 in einem Thorner Unterhaltungsblatt erschienen [74]. Das „Buch der Kindheit“ muß der Abfassungszeit nach als Goltz' Erstlingswerk gelten, wenngleich er noch vor Erscheinen desselben eine keck hingeworfene anonyme Broschüre herausgegeben hat: „Der heilige Rock und der Brief des Herrn Johannes Ronge“ unter dem Motto: „Narren muß man mit Kolben lausen“[75].

Im Namen der beleidigten Menschenvernunft hatte der suspendierte katholische Kaplan Ronge gegen die Ausstellung des wundertätigen heiligen Rockes in Trier 1844 in einem an den dortigen Bischof Arnoldi gerichteten offenen Brief emphatisch Protest erhoben, worin er diesem u. a. Förderung des Aberglaubens zu finanziellem Zwecke vorwarf. Zu Tausenden traten die Katholiken daraufhin aus der römischen Kirche aus und gründeten auf einem von Ronge entworfenen vernunftgemäßen Programm allerorten freie deutsch-katholische Gemeinden.

Daß Protestanten sich dazu hergaben, diesen Mann als „neuen Luther“ zu feiern, ärgerte den Protestanten Goltz ungemein. Er hielt jenen für einen „tugendparfümierten Theaterhelden“, und empörte sich in seiner Ritterlichkeit über den Spott, den man jetzt mit dem, was vielen Volksgenossen nun mal als Heiligtum und segenvolle Illusion diente, trieb. Solchen Gefühlen machte er durch die obengenannte Broschüre Luft. Zwar galt auch ihm der Heilige-Rock-Kultus als Mißbrauch, doch bekannte er gern seine Sympathie für bestimmte Formen des Wunderglaubens und ließ sich darin auch nicht durch seine wohlerkannten Gefahren und Begleitübel irremachen. Wußte er doch, „daß die gesegneten Kräfte, ausgeartet, in dem Maße scheußlich empfunden werden, als sie, in der rechten Harmonie mit dem Leben schön und göttlich sind“. Ja, er empfahl den Wunderglauben, mit dem nun mal der Aberglauben so verbunden sei, wie der Rauch mit dem Feuer, als Hilfsmittel zur Entwickelung ethischen Lebens und als Gegenmittel gegen „die profane, industrie-

ausgenüchterte, eisenbahnhastende Zeit, welcher der Dampf, die Tagespolitik und die abstrakte Weltvernünftigkeit fast zur heiligen Dreieinigkeit geworden seien." Goltz hatte, wie wenige Konfessionsgenossen, die deutsch-katholische Bewegung durch den ungeheueren Phrasenschwall hindurch richtig eingeschätzt, als das, was sie war: als gefährlichen Versuch, den Glauben zu rationalisieren. Ihr Verlauf gab ihm recht: sie verquickte sich rechtbald mit radikaler Politik und verlief dann wegen Ideendürftigkeit und religiöser Unkraft im Sande.

Zur selben Zeit waren auch innerhalb des Protestantismus, nachdem Strauß und Feuerbach die Theologie aus transzendenten Sphären auf die Erde herabgezogen hatten, die nie ganz ausgestorbenen Rationalisten in die Höhe gekommen. Auf Grund der evangelischen Glaubensfreiheit forderten sie als „Lichtfreunde" Loslösung von allem Dogma und bildeten seit 1846 zur Begründung eines vernunftgemäßen praktischen Christentums „freie Gemeinden", welche sich bald mit den geistesverwandten deutsch-katholischen Gemeinden verbündeten. Gegen beide zusammen schrieb Goltz ein Buch: „Deutsche Entartung in der lichtfreundlichen und modernen Lebensart an den modernen Stichworten gezeigt" (1847).

Ein trubulentes Buch! Der erste vulkanische Ausbruch des in der Golluber Einsamkeit aufgehäuften Gedankenstoffes! Den modernen liberalen Stichworten, die wie die Sturmvögel vor den Märztagen von 1848 die Luft durchschwirrten, hielt er, leidenschaftlich beschwörend, die Symbole aus den gediegenen Zeiten seiner Jugend entgegen, Rückkehr fordernd zum alten schlichten Gottvertrauen, zu Pietät, Autorität, gemütvoller Religionsübung und starker Bibelgläubigkeit ohne Buchstabendienst. Sein sicheres Gefühl sagte ihm, daß die religiöse Inbrunst neuen Stils, so gewaltige Wellen sie im öffentlichen Leben schlug, gerade darum nichts Echtes, sondern nur ein Ausdruck politischen Mißmuts war und daß alle die so grandios auftretenden neuen Reformatoren nur Zug, aber keine Wärme in die Kirchen brachten.

Das Buch befremdete die wenigen Kritiker, die ihm Beachtung schenkten[76]. Das Wesen des Verfassers schien Sturm und Drang, und doch bekämpfte er erbittert die Stürmer und Dränger! Durfte man ihn einen Reaktionär nennen? Nein! denn dogmatisch war er nicht zu fassen, und die Konservativen wollten auch nichts von ihm wissen. Seit wann auch hatten Reaktionäre so viel Geist? Also ein konservativer Stürmer und Dränger! Ein „Naturkuriosum!" und weil nun des Buches innere Glut und tiefe Wahrheiten doch Achtung abnötigten, man aber zum Rätselraten in jenen stürmischen Tagen sich noch weniger bemüßigt fühlte, denn je, so behandelte man den Verfasser seltsamerweise als einen „Stillen im Lande" — mit Stillschweigen.

„Das Menschendasein in seinen weltewigen Zügen und Zeichen."

Goltz mußte einsehen, daß er bisher mit Wettern gegen die falschen Propheten seine „Feder vergeblich strapaziert" hatte. Darum vergaß er seine Scheltworte für eine Weile und schrieb im begeistert verkündenden Ton eines Laienpriesters ein Werk, das von echter Frömmigkeit selbst ein Bild geben und der im politischen Hader sich herumzerrenden Welt das „Göttliche" in Mensch, Natur und allem irdischen Dasein für einen Augenblick sichtbar machen" sollte. Er nannte es „Das Menschendasein in seinen weltewigen Zügen und Zeichen"[77].

Der Verfasser versuchte hier erstmalig von seiner Weltanschauung einen Aufriß zu zeichnen. Die gewünschte Übersichtlichkeit erreichte er jedoch nicht. Deutlich wird hier wieder seine Unfähigkeit — oder auch Abgeneigtheit — die drängende Fülle der Gedanken zu bemeistern und in geordneten Reihen auseinander zu entwickeln. Das Buch sieht aus wie eine Tafel der idealen Lebensgüter oder wie ein erster Versuch zu der vielleicht schon damals von ihm geplanten „Idealencyclopädie"[78], welche die Kläglichkeit der modernen Bildung und ihrer rationalistischen Träger in grelles Licht setzen soll.

Wohl hat Goltz das Werk nach einer gewissen Disposition angelegt, deren Hauptabschnitte „der Mensch und das menschliche Leben", „Natur", „die sittliche Welt", „die Welt des Geistes", „die Religion, d. i. die ingottliche Welt", „die Welt im Staate" überschrieben sind. Doch bildet diese Einteilung zusamt den zahlreichen Untertiteln keineswegs eine organische Gliederung. Die Kapitelüberschrift z. B. Poesie, Schönheit, Gott usw. gibt jedesmal nur das Thema an, worüber er sich an dieser Stelle aphoristisch in Gefühlen, Phantasien, Intuitionen und Raisonnements fesselos ergeht. Die Teile folgen aufeinander wie Rhapsodien, von denen einer, oft nur in der Form variierend, den Inhalt anderer wiederholt, um in eine einzige hymnenhafte biblische Hochstimmung zusammenzuklingen.

Eine „Fundgrube für Kanzelredner", „ein tiefes Erbauungsbuch für philosophische Leute!"[79] Wo aber waren damals die philosophischen Seelen, die erbaut sein wollten? Den Menschen jener Tage stand der Sinn nach ganz anderen Dingen als nach Hymnen! So mußte denn die Äolsharfe ungehört in Revolutionsstürmen verklingen.

Weltanschauung.

Statt einer kaum durchführbaren und zwecklosen Analyse des „Menschendaseins“ sei jetzt versucht, auf Grund sämtlicher gedruckter und ungedruckter Schriften, die Goltzische Weltanschauung als Ganzes zu betrachten. Das kann geschehen ohne eine Einteilung nach Entwickelungsperioden vorzunehmen. Denn einen wesentlichen Wandel der Anschauungen hat Goltz nicht durchgemacht, sondern im Grunde nur ein An- und Abschwellen seiner dauernd auf das Gleiche gerichteten Gefühle.

Sodann erhebt sich die Frage, inwieweit Goltz philosophiegeschichtlich eingeordnet werden kann. Es ist wahr, er hat auf der Universität und in den ersten Jahren seiner Golluber Einsiedelei sich mit „Schulphilosophie“ beschäftigt, war aber bald heilfroh, sie über Bord geworfen zu haben und alle Professorendialektik mißachten zu dürfen als „leidige, lückenhafte Konsequenzenmacherei im Abstrakten“ und „alle vermeintliche unmittelbare Vernunftanschauung von Plato bis Hegel“ als ein „sublimes Phantasie-, Begriffs und Redespiel“ (Jgl. I 328 f. B. d. K. 55, 56). Statt dessen preist er den „himmlischen Verstand“ der Menschenseele, ihre „Lebens-, Welt- und Gottesfühlung“, aus deren unerforschlicher Tiefe die wirklich „lebendige Wahrheit“ sich offenbare. Auf diese Weise konnte natürlich eine Weltanschauung als System, das man auf sein logisches Gefüge hin untersuchen könnte, nicht entstehen, vielmehr bloß „ein Ätherleib des Gemütes“ (M.-D. I 298), in dem alle Gefühle und Urteile der Person gemeinsam und zureichend, jedoch geheimnisvoll begründet sind. Aber auch nur die Möglichkeit, einzelne Elemente seiner Gedankenwelt auf ihre literarischen Quellen zurückzuführen, finden wir durch die Eigenart seiner Produktion stark beschränkt. Essayistisch und fragmentarisch verfahrend, ohne Namen zu nennen, ja sehr oft sicher ohne Bewußtsein des Entlehnens, schöpft er aus dem reichen Schatze mystisch romantischer Vorstellungen, den er durch umfassende Lektüre erworben und durch jahrzehntelange Kontemplation in sich umgestaltet und zu wuchernder Üppigkeit gemehrt hatte, breitet einen Gedanken weit aus in immer neuen Bildern und neuen Variationen, läßt ihn dann aber plötzlich fallen, ohne daß er eine historische Anknüpfung, eine organische Fortbildung oder Verwertung im Dienste eines neuen Zweckes erfahren und überhaupt einen bestimmten Platz oder Funktion in des Denkers Weltbild zugewiesen erhalten hätte. Goltz' Gedanken sind wie die Funken eines Feuerwerks, die plötzlich auf-

blitzen, durcheinandersprühen, um ebensoschnell zu Boden zu fallen und spurlos zu verlöschen. Immerhin bleiben einige wenige Abhängigkeiten von Vorgängern deutlich und sollen im folgenden dargestellt werden.

Was aber einer übersichtlichen Zerlegung seiner Weltanschauung — einen solchen Versuch hätte Goltz als platten Anschlag gegen das ihm selbst unlöslich erscheinende Wunder der Person zurückgewiesen — sich als größtes Hindernis in den Weg stellt, was schon Einzeluntersuchungen über eng begrenzte Gedankenkomplexe sehr erschwert und vollends die Vergleichung mit anderen Typen romantischer und mystischer Gefühls- und Glaubensphilosophie untunlich macht, das ist die Grundtatsache der Architektonik seiner Vernunft, der ihm innewohnende Widerspruch aus Methode. Nur sehr wenige Dinge stehen ihm unbedingt und dauernd fest. Er scheut sich nicht, an einer Stelle das Gegenteil von früher Gefordertem zu behaupten, wenn er nur im betreffenden Augenblicke dafür in sich eine starke Gemütsbewegung als sichere Gewähr der Wahrheit verspürt. „Aus Herzpulsen und Gewissensbissen wird die lebendige Wahrheit geboren . . ., nicht aber aus einer toten Dialektik des Kopfes.“ [80]

Aus dem obigen ergibt sich, daß es der folgenden Darstellung Aufgabe weder sein kann, in der Goltzischen Weltanschauung Entwickelungsphasen aufzudecken, noch das Ganze philosophie- und literaturgeschichtlich sicher einzugliedern oder auch bloß seine Elemente inhaltlich genau zu bestimmen. Nur in wenigen Fällen werden direkte Anknüpfungen an frühere Denker mit Sicherheit nachzuweisen sein. Im übrigen sieht sich der Darsteller durch die Eigenart des Stoffes darauf beschränkt, einige Grundstimmungen und Grundanschauungen (Optimismus, Mystik, Symbolik) so genau es geht, zu umreißen, um dann das, was zu solchem unexakten Verfahren zwingt, Goltzens Methode des Widerspruchs zu untersuchen. Zuletzt wird der Versuch gemacht, zu zeigen, wie diese widerspruchsvollen Philosopheme, so sehr sie oft auch nur Ausdruck der augenblicklichen Gemütslage des Denkers und Dichters zu sein scheinen, doch im Einklang und mehr noch im bewußten Gegensatz zu herrschenden Zeitströmungen stehen, wie sie zuletzt doch in weitere Kultursphären sich einrücken lassen, und wie sich die Zeit in dieser für Eindrücke und Stimmungen überaus sensiblen Persönlichkeit spiegelt. (Das Ideal.)

Optimismus, Mystik, Symbolik.

„Tirili! Tirili! ich lebe! Ich fühle den süßen Schmerz der Existenz, ich fühle alle Freuden und Qualen der Welt, ich leide für das Heil des ganzen Menschengeschlechts, ich büße dessen Sünden, aber ich genieße sie

auch!“[81] So flötete Heine und ihm nach der ganze Chor der Weltschmerzler!

Anders Goltz: „Die Welt, die Jugend, die Gesundheit, die junge Liebe, das Leben, die Natur, die Schöpfung ist so wunderschön, so zum Rasendwerden schön, daß es eine Gottlosigkeit, eine Narretei, eine Teufelei, eine Lüge, eine Verblendung, eine Sünde und Schande und der wahre Tod bei lebendigem Leibe ist, nicht unter allen Umständen, in allen Lebensstellungen, unter allen Schicksalen, unter allen Himmelsstrichen drauf los zu leben und glücklich zu sein.“ So war schon dem an allen Gliedern zappelnden kleinen Goltz zumute, der statt ordentlich zu gehen, immer laufen mußte, als ob er fürchtete, bei irgendeinem unerhörten Genuß zu spät zu kommen, so empfand der Dreißiger, wenn er auf dem Golluber Markt am liebsten hätte Rad schlagen mögen, so jauchzte noch der Greis, sobald ihn in Frühlingsdüften so überirdisch, so ätherleicht beim Herzen wurde, als könnte er Land und Meer auf seiner Fingerspitze tanzen lassen.

Die Krankheit würdigte Goltz durch die lange Reihe seiner Schriften keines Wortes, sie schien in seiner Weltanschauung überhaupt nicht zu existieren, und denen, die sich krank stellten, den Europamüden, wünschte er von ganzem Herzen Prügel und ein sackgrobes Malheur, das würde sie von der Blasiertheit schon kurieren. Ebenso scharf wie gegen die Empfindsamkeit der Weltschmerzler, kehrt er sich gegen den falschen Optimismus der Rationalisten, die das Recht, auf dieser Erde vergnügt zu sein, aus der vernünftigen Erkenntnis der vortrefflichen Einrichtung der Welt herleiten wollen: „Wer nicht mitunter wie ein Kind aus purem Lebenskitzel lachen kann ohne vernünftig zu wissen: warum?, der ist um des Lebens Glückseligkeit geprellt!“ (M. L. 129 Jgl. II 99, 378.)

Man sieht, es ist ein Optimismus ohne Grund ebenso weit wie von dem oben bezeichneten der Rationalisten etwa des 18. Jahrhunderts, auch von dem Hegelschen entfernt, welcher in jedem Geschehnis einen Fortschritt des vernünftigen Weltprozesses auf dem Wege zum höheren Absoluten bejubelt. Im Gegensatz zu diesem Optimismus verzichtet der Goltzische ganz auf wissenschaftlichen Nachweis seiner Berechtigung und stellt sich dar als eine bloße Gefühlstatsache, als eine individuelle Empfindung, die ohne weiteres die Geltung eines allgemeinen Prinzips der Weltbetrachtung beansprucht. Doch erschöpft er sich nicht in naiver diesseitiger Lebensfreude, wie es nach den angeführten Zitaten scheinen könnte, vielmehr charakterisieren ihn eine Anzahl Stellen auch als „natürlich-übernatürlichen Lebensüberschuß“ und „wort- und begriffslose Seligkeit“, die in Form von „Welt- und Gottesliebe“ sich ins Unendliche hinauf verliert (M.-D. I 315 ff.). Diese Sehnsucht nach dem Unendlichen rückt ihn in die Nähe des „grundlosen Optimismus“ Hieronymus Lorms.

Doch läßt die Zusammenhangslosigkeit und geringe Entwickelung der Goltzischen „Fühlungen“ einen eingehenden Vergleich nicht zu.

Eben dieselbe Tatsache stellt sich hindernd einer Betrachtung seiner Mystik, bei welcher wir mit Erwähnung seines Unendlichkeitsdranges angelangt sind, in den Weg. Zumal das starke Schwanken der in diesem Zusammenhange höchst wichtigen Gottesvorstellung[80] macht es in häufigen Fällen unmöglich, andere Formen der Mystik vergleichsweise heranzuziehen, um sie durch ihre Verwandtschaft oder ihren Gegensatz zum Hervortretenlassen der Goltzischen Eigenart zu benutzen. Seine Mystik enthält übrigens keinerlei Elemente, die bei anderen Mystikern nicht auch vorkämen, beansprucht somit auch keine besondere Stelle im geschichtlichen Verlauf. So mag es denn genügen, ihre auffälligsten Züge und Verwandtschaften in allgemeineren Umrissen wiederzugeben:

Es wurde bereits berichtet, wie Goltz' Denken unter Einwirkung des Königsberger Predigers Ebel, sodann in Breslau unter der Henrik Steffens' auf mystische Bahnen gelangen konnte. Aber diese Erklärung durch fremden Einfluß reicht nicht aus, zumal er selbst jene beiden Lehrer nur selten und beiläufig erwähnt. Wird doch der Mystiker nicht erzogen, sondern geboren. In der Tat richtet Goltz seinen Blick, fast so oft er sich mystisierend ergeht, nach frühen Kindheitserlebnissen zurück. An sie dünkt ihn seine ganze Philosophie „gekettet“. Man erinnere sich hier, wie dem Knaben auf den Klein-Tromnauer Wiesen zumute gewesen, wie er, mit der Natur in innige Berührung, in Sympathie gekommen, ihr „elementarisches Leben“ mit ihr geteilt, wie er dort das Wunder des Lebens zuerst empfunden hatte und wie dann solche Gefühle rauschartig und in tollen Streichen zum Durchbruch gelangt waren. Wir sahen dann weiter wie diese stürmische Daseinsfreude durch die Ergebnislosigkeit der Arbeit eines halben Menschenalters, die auch starke Geister hätte innerlich brechen können, sowie durch die siebzehnjährige Einsiedelei in der Golluber Bildungsöde hindurch sich als ungeschwächter Optimismus erhalten hatte. So ist es denn nicht verwunderlich, die Lebenswonne als alles beherrschende Note in seiner Mystik klingen zu hören. „Ich konnte es vor Glückseligkeit nicht länger aushalten; ich mußte meinen zuströmenden Gefühlen Luft machen; ich hätte die Welt umarmen, mich in die Lüfte, in die Wellen, ins Weltall stürzen“, „mit der Zeit verrinnen, der Ewigkeit zufließen mögen“. (Jgl. II. 228, 61.)

Karl Joel[83] — dem wir hier folgen — weist als Kern aller Mystik und insonderheit der der Renaissancephilosophen das geschwollene Lebensgefühl nach: Ein Individuum von hochgespannter Lebensenergie gerät angesichts der Natur in Staunen. Staunend gewahrt es, daß in den Dingen ringsum ein ähnliches, sein eigen Leben pulsiert. Es tritt mit ihnen in innigen Verkehr, zieht sie in den eigenen Lebensprozeß hinein

und ergießt sich selbst wiederum in sie. Daran erstarkt sein Lebensgefühl, schwillt an, erweitert sich, die engen Grenzen des Ichs durchbrechend zur Natur, um sich zuletzt der Totalität alles Seins hinzugeben, dem Unendlichen, Ewigen, der Weltseele, die Gott heißt. Doch bedeutet eine solche Hingabe an Natur und Gott für den Renaissancemenschen keineswegs die Preisgabe des Ichs, ein Sichselbstabsterben. Wenn gleich er sein Lebensgefühl oft über die Grenzen seiner Person ins Endliche und Unendliche sehnend hinüberquellen läßt, so muß es doch stets, nachdem es sich selbst an Gott und Natur erlebt und gesättigt hat, wieder zum Ich zurückkehren, das sich dann vergöttlicht und zu hohem Selbstbewußtsein gesteigert fühlt.

Hierin erscheint Goltz dem Renaissancemystiker in etwas verwandt. Wie jener „verschlürft er mit allen inneren und äußeren Sinnen im Wachen und im Träumen, in der freien Natur und selbst abgeschlossen von ihr durch die Macht der Einbildungskraft und des Herzens fort und fort Natur, Gott und die Menschenwelt", „trägt sie in sich umher" und „gebärt sie jeglichen Augenblick wieder" (M.-D. I. 180), denkt aber trotz aller Hingabe an das All-Eine nicht daran, sein Ich aufzugeben, wie es die asketisch gerichtete christlich-frühmittelalterliche Mystik tat und in ihrem Sinne mancher von den trotz allen Geniekults aus extremem Subjektivismus in die Gebundenheit des Katholizismus umschlagenden Romantikern. Goltz wußte trotz starker Sinnlichkeit und trotz großen Gefallens an katholischen Formen der Frömmigkeit sich fesselos frei gegenüber den Gebilden seiner Phantasie und den Objekten seiner Sympathie zu erhalten. Als extremen Subjektivisten auf dem Gebiete des Erkennens werden wir ihn noch kennen lernen. Wie hoch ihm die sich frei bestimmende, kraftgenialische Persönlichkeit stand, möge hier nur sein Ausspruch andeuten: „die ganze Welt, wenn sie in einer Nuß zu haben wäre, könne nicht eine wahrhafte Person ersetzen!" (G. d. d. G. 169.)

Im übrigen erweist sich seine Mystik als eine wurzelecht romantische. Wie sie an Steffenssche Ideen und an Schellings Lehre vom „idealen Urzustand der Welt" anknüpft, muß in anderem Zusammenhange besprochen werden[84]. An dieser Stelle sei vor allem auf eine verneinende Tendenz in ihr hingewiesen, die bei der Entstehung der Romantik von hervorragender Wichtigkeit gewesen, die dann der Romantiker Schelling durchaus als Grundzug der Mystik gekennzeichnet hatte: den feindlichen Gegensatz gegen formell wissenschaftliche Erkenntnis[85], d. h. vor allem gegen jede Art des Rationalismus, sei es den Wolfischen und Kantischen, sei es später den Hegelschen. Damit paarte sich der Widerwille gegen die, welche als Träger der rationalistischen Weltanschauung galten, die „hellen Köpfe", die Korrekten und Konventionellen, Spießbürger, Philister. Solche Leute befehdet der Romantiker mit Spott und Ironie, Goltz aber mit Grobheit. Seine mystischen Ergüsse sind allenthalben von grimmigen

Seitenhieben auf die nüchternen Vernünftler durchsetzt. Ihre „vermeintlich klarste Verstandeserkenntnis und Klarmacherei ist nach seiner Meinung in der Regel Trivialität“ (M.-D. II 190). „Eine lebendige Erkenntnis kann nur ein Helldunkel sein.“ Wenn sie mit ihren Methoden bereits das Ziel menschlicher Erkenntnis erreicht zu haben glauben, weist er mit Vorliebe gerade auf das Staunenswerte an den alltäglichsten Dingen hin: „Wie ist es möglich, daß der Mensch das Gleichgewicht auf zwei Beinen gewinnt?“ (Jgl. I 21.) Dieses ständige Verwundertsein haftete Goltz von früher Kindheit bis ins hohe Alter an. Die Welt blieb ihm ewig neu und reizend und unbedeckt von den grauen Schleiern der Gewohnheit. Was seine Sinne erreichten, das mußte er „überdichten und überdenken“ und allerorten: in der Natur, in der Studierstube, im Freundeskreise, im Vortragssaal stand er vor dem „Wunder der Existenz“ erschauernd, verehrend oder als Vollblutmensch durchgenießend und dithyrambisch feiernd in der Fülle seines Herzens. An Wissenschaftlern, Forschern und Philosophen von Beruf läßt er dabei nichts Gutes: „Sie treiben ihre Berechnungen, ihren Notizenkram und exerzieren ihre Formenwirtschaft. Aber weiter kommen sie doch nicht! Denn es geht ihnen nicht ans Herz!“ (Jgl. I 20). Das ist ihm die Hauptsache! „Ließe sich das Rätsel des Lebens durch pfiffig formulierte Frageexempel des Verstandes lösen, dann wäre es selbst bloß ein algebraisches Kunstwerk! bald ausgerechnet, schal und abgestanden! und überhaupt nicht lebenswert, weil Lieben, Glauben, Glückseligkeit darin keine Rolle spielen und unerklärt bleiben.“ Nein! Die Frage nach dem Leben wird nur durch Erleben gelöst. „Kein Ding und Verhältnis ja kann durch einen anderen Prozeß, als eben der ureigene ist, zureichend und deckend vorgestellt werden, nimmer also das Sein durch den Gedanken, durch Logik, Grammatik, Theorie und System.“ (M.-D. II 281.) Das Sein: eine „konkrete Dialektik“!? Lächerlich! Gedanken sind zum Skelett vertrocknete Gefühle! Der Kerl, der die Dinge der Welt in Definitionen abfängt, hält blasse Schemen und leere Schachteln in der Hand. Der Fühlende allein hat unmittelbar gewisse Kunde vom Sein, er hat den Gegenstand in Einheit mit sich, zieht ihn in den eigenen Lebensprozeß hinein und verschmilzt geistig mit ihm; der Verstand aber lagert ihn in kühler Objektivität in Sehweite vor sich ab und bestimmt dann seine Form. Von seinem inneren Wesen hat er keine Ahnung!

So vergißt Goltz in aller seiner Mystik niemals den Kampf gegen deren Feind, das um Formeln hadernde, in Worten kramende, am Buchstaben haftende Scheinwissen. Das deutsche Gemüt will er retten vor der Versandung und den deutschen Geist vor Verholzung.

Was Goltz' Mystik ferner als eine spezifisch romantische erscheinen läßt, ist, daß sie sich im Gegensatz etwa zu Spinozas amor intellectualis

als eine solche des Gemüts darstellt und im Gegensatz zu der etwa Jacob Böhmes in weit höherem Maße als Naturspekulation denn als Theosophie. Hierin befindet sie sich im Einklang mit Schellings Meinung, daß das „vorzugsweise Mystische gerade die Natur" sei[86].

Allen Formen der Mystik eignet gemeinsam dagegen die mit dem Streben nach Einheit verbundene Scheu vor dem Trennen sowie die Neigung zum Symbolisieren. Das letztere wird für Goltz' Poesie richtunggebend. Seine Ansicht in diesen Dingen ist etwa folgende[87]:

Das Ineinander und Auseinander von Gott und Welt, Geist und Materie, Sein und Nichtsein, Ich und Nichtich und aller Lebensfaktoren haben wir als ein fortwährendes mystisches und göttliches Wunder hinzunehmen. (G. d. d. G. 332.) Das Trennen, Isolieren, Differenzieren des unlösbar in Eins verquickten, worin des Verstandes eigentümliche Tätigkeit besteht, ist darum Frevel am göttlichen Leben und kennzeichnet den profanen Menschen. Mit seinem Profanverstande erfaßt ein solcher nur die einzelnen irdischen Erscheinungen und ihr irdisches Verhältnis zueinander, ist aber, weil zum inneren Erleben unfähig, nimmer imstande, über diese sichtbare Welt hinaus zu dringen. Das vermag nur der natürliche unverbildete Mensch, der, mit der Natur in Fühlung und Sympathie gekommen, in enthusiastischen Momenten mittelst eines neu an sich entdeckten Organons zunächst sich selbst, dann die ganze umgebende Welt als Gefäße des Göttlichen empfindet und immer mehr erkennt, wie alle irdischen Formen, Gestalten, Prozesse nicht nur eine offene, sondern auch eine tiefere geheime Bedeutung haben, wie sie überhaupt nur Erscheinungen von übersinnlichen Dingen sind und als Symbole über sich hinaus auf ein höheres Reich des Daseins, auf das Absolute hinweisen. Dinge, die er sonst für unabhängig von einander hielt, erscheinen plötzlich seinen hellseherischen Augen verwandt und von der göttlichen Vernunft zusammengedacht. „In himmlischen Fühlungen und Gesichten offenbaren sich ihm neue Weltreiche, nie geahnte Existenzprinzipe und Konfigurationen, unerhörte Tonarten, Evolutionen und Rhythmen einer Weltharmonie, einer Weltökonomie und Weltenfülle, die ihn durch alle Himmel einer unbegrenzten und unerschöpflichen Seligkeit in die Unendlichkeit und Ewigkeit einweiht. Wen solche Verzückung bei wachem Mute nicht durchblitzt und durchspielt, wen gewisse Szenerien und ihre Symbolik nicht in solche Schöpfungsträume gewiegt haben, der muß freilich jede noch so verhaltene Andeutung davon für Aberwitz ansehen!" Wer es aber einmal und immer wieder erlebt hat, dem entwickelt sich im Gemüt, im Herzen der „*symbolische Verstand*". Der schließt ihm den unermeßlichen Inhalt des Alls auf. Das Universum schafft er noch einmal, überdichtet alle materielle Form, „liest gleichsam zwischen den Zeilen der Natur die geheime Chiffernschrift des Weltschöpfers", zumal aber kennt er die tiefe

Bedeutung des Kleinen und Unscheinbaren, sieht, wie auch hinter dem kleinsten Punkte der endlichen Welt „die Unendlichkeit ihre Gebärde und Deklamation macht“, wie nichts, was seine Sinne erfassen, unbeseelt ist.

In diesen Anschauungen ist Goltz' Liebe zur Welt begründet und mit seiner Liebe zum bedeutungsvollen Kleinen[88] das Wesen seiner Poesie und seine Neigung zum Idyll erklärt. Seine Naturschilderungen, seine „Frühlings- und Herbstporträts“ setzen sich mosaikartig aus hundert realistisch wiedergegebenen scharfen Einzelbeobachtungen zusammen[89]. Die Hauptsache jedoch bleibt dem realistischen Schilderer der ideale Zweck: das Wirken derselben elementaren Kraft, desselben erwachenden, pulsenden, absterbenden, schlafenden Lebens, das Weben des einen Weltgeistes in tausend Formen, in den Blumen, Bäumen, in den Hühnern, Schafen, in großen und kleinen Menschen aufzuweisen. Das heißt ihm „Ineinsbildung von Realismus und Idealismus“ und ist in der Tat eine Durchdringung von Poesie und Philosophie im Sinne der Frühromantik.

Vor den toten Dingen macht des Dichters Symbolik nicht halt[90]; sie schwelgt vielmehr in Jean Pauls bilderwitzelnder Manier mit Vorliebe in Rumpelkammern und Müllhaufen, läßt all die unverbrennlichen Schatten und Gespenster verbrauchter Lebensarten, Moden- und Luxusartikel, die da herumbalancieren, rosten und spuken, miteinander konversieren; fragt mit brennender Neugier einem alten Filzhut, einem ausgedienten Schuh seine Biographien ab; zieht der Weisheit letzten Schluß aus durchlöcherten Transparenten, ausgetrunkenen Champagnerflaschen, verblichenen Blumen, Bändern, Locken; betrachtet alte Chapeaubashüte, hackenlose Seidenstrümpfen auf dem Mist, nebst großmütterlichen Brautschuhen sub specie aeterna und studiert an modernden Familienakten unter dem Dache, an klassischer Literatur in Pfeffertüten, an metaphysischen Manuskripten auf einem Papierdrachen Natur- und Menschengeschichten mit mehr Erfolg als an Haupt- und Staatsaktionen aus gelehrten und journalistischen Fetzen.

Schildert Goltz Menschen, so kommt es ihm trotz treuer realistischer Zeichnung nicht so sehr auf Darstellung der Individualitäten an, als vielmehr darauf, zu zeigen, wie „ihr Leben eine Reihe symbolischer Handlungen“[91] ist, wie „der Weltgeist in ihnen hantiert und braust“ und „auf ihren Seelen spielt, wie auf Instrumenten“. Diesem Zwecke taugen eigenartige durch sublime Verstandeskultur in ihren Instinkten beirrte und einseitig entwickelte Persönlichkeiten nicht. Darum bevorzugt er natürliche, schlichte Menschen und Kinder, sodann typisch entwickelte Glieder der Gesellschaft. An ihnen erfüllen sich die ewigen Gesetze sicherer. So entsteht eine metaphysische Poesie der Gewöhnlichkeit und des Alltags.

Wer keinen Sinn für Mystik hat, dem erscheint das unablässige Hindeuten immer neuer Bilder, Formen und Wendungen auf den gleichen

Hintergrund, auf das Göttliche, schließlich als Gedankenarmut. Doch ist es unrecht, den Gehalt eines Mystikers nach der Zahl seiner letzten großen Grundgedanken einzuschätzen. Die sind naturgemäß bei allen Mystikern dieselben: das Ich, die Natur, die Welt, Gott.

Ist der wissenschaftliche Denker und Forscher auf feine Unterschiede, neue einteilende Ideen, kurz auf Vielseitigkeit bedacht, so strebt der intuitive kontemplative Denker nach Veranschaulichung der Einheit aller Dinge durch Fülle der Bilder. Das ist sein Gedankenreichtum. In diesem Sinne darf Goltz für einen wahren Krösus gelten.

Nur ein mystisches Prinzip erheischt jetzt noch als Grundmotiv seines gesamten psychischen Lebens genaue Betrachtung: die polare Methode.

Der ewige Widerspruch.

Nicht allzu weise! Nicht allzu gerecht!
Daß du dich nicht selbst zerstörest. Pred. 7, 16.

Seitdem Kant die Welt in eine ideale der Erscheinungen und eine reale der Dinge an sich zerklüftet hatte, war die Überwindung dieses Dualismus zum Grundproblem der Philosophie geworden. Fichte steht an der Spitze derer, die sich in der Folge bemühten, das ideale Moment in der Doppelheit als übergeordnet und als Wurzel derselben nachzuweisen. Analog dem Prinzip des Widerspruchs forderte er für das ideale Ich die Entgegensetzung eines realen Nichtichs. Beide zwang er in das eine ideale Ich zusammen. Dasselbe Prinzip von Thesis, Antithesis und ihrer Verbindung in der Synthesis, das sich hier als Bewußtseinsvorgang darstellt, wandelte Schelling in ein konstruktives Weltentwickelungsgesetz um, in das dynamische Gesetz der Polarität, d. h.: das Universum enthält als Ganzes wie in jedem seiner Teile eine ursprüngliche Duplizität, d. h. zwei gegeneinander gerichtete Tätigkeiten, eine positive, vorwärtstreibende und eine negative einschränkende Kraft. Ein Drittes kommt hinzu, das das Maß und Verhältnis ihrer Verbindung bestimmt. In diesem Prozeß besteht alles Sein und die Einheit des Universums. Bei Hegel endlich erscheint die Polarität in Form eines logischen Vorgangs. Das Weltgeschehen wird bei ihm zum Wandel von Begriffen. Ein Begriff schlägt in sein Gegenteil um und vermittelt sich mit ihm, um aus sich einen Dritten zu erzeugen.

Kurz, alle deutschen Philosophen von Kant bis Hegel sehen wir, jeden in anderer Art, bemüht, zu erklären, wie Gegensätze eine Einheit bilden, wie einmal zwei gleich eins ist.

Dies Problem der sich auflösenden Gegensätze und des Widerspruchs hatte von jeher im Mittelpunkte von Goltz' Denken gestanden. Doch war es ihm nicht aus der philosophischen Literatur her angeflogen, es lag auch

in seiner Natur, tief begründet in seiner Leidenschaft zur Wahrheit. Von ihr bekannte K. Rosenkranz: „Mir ist kaum je ein Mann von soviel ausgesprochener Wahrheitsliebe vorgekommen." Sie allein hatte dem Gollnber Grübler als Leitstern gedient, als er mit aller nur aufbietbaren Energie sich spekulierend in das Wesen der Dinge hineingebohrt.

Aber seltsam verschlungen, ja labyrintisch waren die Wege, die sie ihn führte:

Wenn er für das Thema, das er beweisen wollte, alle seine Gründe entwickelt, dann hieß ihn seine unerbittliche Gerechtigkeit zwecks Prüfung des Ergebnisses gegen seine erste Behauptung zu Felde zu ziehen. Alle möglichen Gegenargumente wurden ergrübelt, bis er wirklich zur gegenteiligen Überzeugung gelangt war. Dann hielt er zwei Wahrheiten in der Hand, beide widerlegt, doch beide auch mit gleicher Stringenz bewiesen. Der Tiefsinn jener trivialen Weisheit, daß jedes Ding zwei Seiten habe, hatte sich ihm enthüllt! Ja, wie konnte denn etwas trivial und tiefsinnig zugleich sein? wie ein und dasselbe zweierlei: wahr und falsch? Wie lösten sich die Widersprüche im Denken und Sein? Oder waren sie überhaupt nicht lösbar? Ja! so mußte es sein! Der Widerspruch ist das Wesen aller Dinge!

Hegel — wie Goltz ihn sich zurechtmachte — hatte Recht: jede Wahrheit enthält bereits in sich ihre Negation, deren sie notwendig zu ihrer Ergänzung bedarf, damit eine höhere Wahrheit daraus sich erzeuge. In ähnlichem Sinne hatte auch Schelling für das Reich der Natur recht: Was in der Welt auch immer als Einheit erscheint, ist nicht eins, sondern zusammengesetzt aus zwei sich ausschließenden Faktoren. Das ist die Urpolarität des Alls!

Weiter ließ sich Goltz auf die Lehren dieser Philosophen nicht ein, ihre Systeme lehnte er ab. Die Gesetze von den umschlagenden Begriffen und von der Polarität aber waren ihm willkommen als Bestätigungen dessen, was er fortwährend selbst erlebte. Sie beherrschten sein Denken zeitlebens, jedoch nicht in dem Sinne, daß er mit ihnen ein eigenes System aufbaute, vielmehr sehen wir ihn nur damit beschäftigt, unablässig in allem, was er reflektierte, den Widerspruch, die Einheit in der Zweiheit und die Zweiheit in der Einheit aufzuspüren, solche Feststellungen verbindungslos aneinderzureihen und als eine unendliche Zahl von Beweisen für die mysteriöse Unbegreiflichkeit des Seins vorzuweisen[92]. Im Makrokosmos und Mikrokosmos, im Welt- und Stilleben, im Staat, in der Gesellschaft, im Denken und Handeln, im Individuum, im Volk, überall wurden Gegensätze, die sich jeden Augenblick neutralisieren, doch immer wieder polarisieren, aufgewiesen: Natur und Übernatürlichkeit, Materie und Geist, Dasein und Denken, Liebe und Haß, Liebe und Schmerz, Leib und Seele, Träumen und Wachsein, Sollen und Wollen.

Wenn alles aus Polarität gebildet war, so konnte nirgends in Natur und Kultur eine Einseitigkeit, ein Extrem geduldet werden; alsbald wandelt es sich nach dem Gesetz der Reaktion in sein Gegenteil: allzu gläubig ist abergläubig, allzu kräftig ohnmächtig, allzu scharf macht schartig, ein allzu umfangreicher Begriff ist leer, allzu vernünftig ist „ein Stock mit Leder überzogen" usw. Besteht jedwedes Sein nur in Verbindung mit einem zweiten, so ist erklärt, warum es auch nur an seinem Gegenteil wahrgenommen werden kann: die Höhe an der Tiefe, das Licht an der Finsternis. „Wenn ich Leben sage, so spreche ich vom Sterben, und entzückt uns das Leben aufs höchste, so ist's „zum Sterben schön". Tod und Leben ist unlöslich in einander verquickt und leben heißt „vererben", wie jeder Beginn der Anfang vom Ende ist. Kein Ding ist einfach: Sittlichkeit ist Freiheit in der Gebundenheit, das Schicksal ist gemischt aus Freiheit und Notwendigkeit, Unendlichkeit ragt in alles Endliche und jedes Endliche versinnbildlicht Unendliches. Nichts ist nur segensreich und nichts nur nachteilig: z. B. die Fähigkeit der Sprache: „Wenn wir jung und unwissend sind, sprechen wir mit ungeschickten dürftigen Worten, aber mit Blick und Gebärden, mit dem vollbeseelten Ton der Stimme und mit der ganzen Menschengestalt eine Sprache, die . . . von Herzen geht; wenn wir zuletzt die Sprache in unserer Gewalt zu haben glauben, geschieht es, daß wir ihre Automaten und Narren, daß wir Wortmacher sind, daß wir durch eitel tönende Redensarten und gesuchte Wendungen von der Sache der Begeisterung abkomen, daß alle Redeteile einen Tanz mit unserem Geiste machen." (M. L. 31.)

So ist denn nichts an sich gut oder schlecht, nichts eindeutig, nichts feststehend. „Die Dinge sind", pflegt er gern kurz und bündig zu erklären, „nicht *so oder so*, sondern *so und so* und auch wieder nicht *so und so*." (M.-D. II 56.) Das verschuldet der abstrakte Verstand, die zergliedernde Dialektik, indem sie, um die Möglichkeit zur Einzelerkenntnis zu schaffen, ewig Unterschiede macht, trennt, und in Gegensatz bringt, was nicht getrennt werden darf, weil es im Alleben unlöslich und harmonisch in eins gebildet ist.

Damit kommt Goltz zum Resultat der Antinomien Kants: Nie kann der spekulative Verstand, auf sich allein angewiesen, zu einem endgültigen Ergebnis gelangen. Doch Kants Schluß, daß alles metaphysische Bemühen fruchtlos ist, zieht Goltz deshalb doch nicht. Als Mystiker war und blieb er vom Grunde seines Gemütes aus Metaphysiker. Darum mußte es auch das Gemüt sein, das ihn aus den Dilemmata, in welche der Verstand ihn fortwährend setzte, heraushalf. Der Verstand, meinte er, ist nur der eine Faktor und Pol des menschlichen Erkenntnisvermögens. Zieht man ihn allein in Fragen des Lebens zurate, so kann man freilich nicht zum Ziel gelangen. Dazu bedarf es der Ergänzung durch den zweiten Faktor,

durch das Gemüt, das den Menschen mit dem göttlichen Urgrunde, aus dem er selbst und alles Sein stammt, in Verbindung hält. Wer so Verstand und Gemüt in sich harmonisch versöhnt hat, wer so ein „ganzer heiler Mensch" ist, dem sagt das in ihm wirkende göttliche absolute Prinzip in all den notwendigen Widersprüchen, Polaritäten, Metamorphosen und Relativitäten, die der Verstand zur bloßen Ermöglichung von Einzelerkenntnis freilich feststellen muß, mit der Sicherheit von Herzpulsen und Gewissensbissen: „In diesem Augenblick ist die Wahrheit und die Schönheit eben dies und nichts anderes, eben hier und nicht dort, eben dies Maß und Verhältnis, eben in dem Punkte, in der Linie und nicht darüber hinaus!" (M.-D. II 56.)

Die Welträtsel aber mit Hegel durch „pure Vernünftigkeit" lösen zu wollen, das galt ihm als Plattheit. Wem die Pulse der Welt nicht in den eigenen Pulsen klopfen, wer nicht durch seine Sinne in „keuscher Buhlschaft mit ihren Elementen verkehrt", der begreift sie nie!

Goltz machte es eigentlich ähnlich wie Kant: Zuerst wird die metaphysische Unzulänglichkeit des menschlichen Erkenntnisvermögens dargetan, hinterher jedoch, um praktisches Verhalten zu ermöglichen, an ein aprioriſches absolutes Prinzip in uns (bei Kant: der kategorische Imperativ, bei Goltz: schlechthin das Gemüt) appelliert. Während aber das Verfahren des Verfassers der „Kritik der praktischen Vernunft" zum allgemeingültigen ethischen Gesetz hinführt, gelangt Goltz zu einer Art Subjektivismus. Denn aus dem Streite des Für und Wider der Dialektik schließlich immer wieder vor das Forum des eigenen persönlichen Gemüts zu flüchten, um von ihm „mit der Sicherheit von Herzpulsen und Gewissensbissen" die „lebendige Wahrheit" innerlich zu erfahren, das ist Subjektivismus.

War nun Goltz selbst ein heiler, ganzer und harmonischer Mensch, in dem Kopf und Herz sich das Gleichgewicht hielten, oder war ein solcher nur das Ideal, das er nötig hatte? Das Letztere ist das Wahrscheinlichere. Von Jugend an klagte und jubelte er über die Extreme, die ihn hin und her rissen. Seine Schriften sind davon allzu oft ein Abbild. Er mochte und vermochte nicht mit kühler Überlegung Plus und Minus gegeneinander abzuwägen, um dann die Bilanz mitzuteilen; das überließ er den einseitigen Dialektikern und Pedanten. Wohl wußte er gerade so wie jene, daß jedes Ding zwei Seiten habe, eine dunkle und eine helle. Deshalb suum cuique! Wenn Goltz beim Schelten war, sollte es aus voller Lunge kommen, dann durfte ihm kein Gedanke an die gute Seite des Gescholtenen die sittliche Wirkung oder zuweilen auch — den Spaß verderben. Lobt er aber einmal, so hört und sieht er vor Enthusiasmus nichts Böses, wenigstens nicht gleich, sondern erst im nächsten Kapitel. Das wirkt so beunruhigend, wie wenn man zwei gleich gewiegte und

temperamentvolle gegnerische Rechtsanwälte hintereinander ihre Plaidoyers halten hört.

Ein Beispiel: Die Stimme des Gemüts, wissen wir bereits, soll in jedem Entweder—Oder des Verstandes als absolutes Prinzip den Ausschlag geben. An anderen Stellen gesteht er, daß Menschen, die sich allzusehr den Impulsen des Lebens hingeben, ihren Charakter einbüßen.

So geht es ihm leider sehr oft; was zuerst als unbedingt erscheint, erweist sich hinterher als bedingt, und der Leser sieht sich um die Wahrheit, die er bereits glatt und rund in der Hand zu halten glaubte, wieder betrogen. Die Gegensätze überkreuzen und verknäulen sich, so daß der Leser zuletzt nur Verwirrung im Kopfe spürt und einen ähnlichen Zustand beim Autor argwöhnt. Dabei fällt eines auf: die Gegensätze, die Goltz überall zu konstatieren nie ermüdet, gehen als polare Elemente ineinander über. Doch nicht immer. Da er sie scharf begrifflich zu sondern, durchaus verschmäht, in der Überzeugung, daß in Begriffen und Definitionen abgefangene Wahrheiten Leben und Inhalt verduftet hätten, so laufen ihm hin und wieder, statt der konträren Gegensätze, auch kontradiktorische Widersprüche unter.[80]

Hier ist es wohl am Platze, an eine Gruppe von Philosophen zu erinnern, welche ebenfalls Gegensatz und Widerspruch methodisch verwerteten, an einige griechische Sophisten des 5. Jahrhunderts v. Chr.[93]. Diese Männer gingen darauf aus, die jedesmal in einer Frage beschlossenen Gegensätze der Interessen und Argumente auszuspüren und als einander widersprechend und widerlegend nacheinander vorzutragen. Durch solche Denk- und Redeübung gelangten sie zu der Meinung, „es gäbe in jeder Sache nicht nur zwei Reden, die sich gegenüberstehen", sondern auch zwei Wahrheiten; es sei „für jeden das wahr, was ihm wahr zu sein scheine". Daraus leiteten sie sich das Recht ab, den Gegner durch derartige Gegensätze und Widersprüche zu verwirren und die ihnen im Augenblicke nützlichere Wahrheit durchdrückend, die schlechtere Sache zur besseren zu machen, eine Praxis, die letzten Endes dazu bestimmt war, die eigene rhetorische Gewandtheit und die Dialektik überhaupt als höchste der Künste in helles Licht zu rücken. Wenn dagegen Goltz von Widerspruch und Gegensatz methodischen Gebrauch macht, so geschieht das keineswegs aus Täuschungsgelüst und Rhetorenehrgeiz. Auch hat er durchaus nicht die Absicht, die rationale Dialektik zu glorifizieren. Im Gegenteil, er will durch ihre virtuose Handhabung (wie Kant mit den Antinomien) nur ihre Geringwertigkeit dartun. Seine so begründete Skepsis gegen die Erkenntnisfähigkeit des „puren Verstandes" dient ihm dann als Unterlage für die subjektivistische Forderung, daß jeder Person als Kriterium der Wahrheit das persönliche Gefühl gelten solle, sowie zur Unterstreichung der mystischen Lehre, daß das Leben im letzten Grunde doch ein unbegreif-

liches Ineinander bleibe, ein göttliches Wunder, in das der Mensch geheimnisvoll verwoben sei und dessen Anschauung ihn an seinen übernatürlichen Ursprung gemahnen, ihn zu allem Hohen weihen und vom Versimpeln im profanen Weltverstande bewahren soll. So lautet der ständige Refrain der Goltzschen Schriften.

Hier kann man zweifelhaft sein: Das wunderbare Ineinander der Welt darzustellen, ist das nicht mehr die Aufgabe des Künstlers als des Denkers? war dazu der große Geistesaufwand, den Goltz trieb, nötig? Von einem Lebensweisen verlangen wir Klarheiten, er soll uns Rätsel lösen, nicht Rätsel aufgeben! Goltz für seinen Teil hielt den Hinweis auf die Rätselhaftigkeit der Welt damals für durchaus angebracht. Er wollte damit die alleinherrschenden Hegelianer daran mahnen, daß ihres Meisters Methode des Denkens in Gegensätzen, doch nicht so ohne weiteres jedweden Rätsels Lösung beschere, daß vielmehr, um den Sinn des Alls zu fassen, doch etwas mehr als das Eins-Zwei-Drei ihrer Dialektik nötig sei und daß vor allem das Wundern, wie Platon bekannt, ein echt philosophischer Affekt und das Tor zu aller Erkenntnis sei. Es ist, als ob Goltz in naiver Weise den ontologischen Irrtum, an dem auch die Hegelsche Philosophie noch krankte, eingesehen hätte, wenn wir ihn immer wieder jubeln hören, das Leben sei Gottseidank noch etwas anderes als das Denken und man müsse froh sein, daß doch noch nicht alles Leben in Logik, Künsten und Wissenschaften aufgehen dürfe (G. d. d. G. 279). In den Hegelianern haßte Goltz insbesondere die kühle Objektivität, welche keine Divination und Lebensunmittelbarkeit d. h. keine lebendige Wahrheit dulde und die Persönlichkeit schmählich mißachte. Er schalt sie nichtsnutzige Dialektiker und ermahnte sie auch mit dem tiefsinnigen Bibelwort: „Nicht allzuweise! Nicht allzugerecht! daß du dich nicht selbst zerstöreſt!“ Er behielt in gewissem Grade recht. Von jeder Vorstellung zu ihrer Verneinung überzuspringen, vom Glauben zum Zweifel und so fort, das hieß, sich ewig von Zweifel zu Zweifel stürzen, das mußte den Charakter zerstören, mußte zu Skepsis und Blasiertheit führen! „Jungdeutschland“ hieß der erste Akt dieses Trauerspiels, das mit einem schweren Fiasko der deutschen Philosophie endete. Die Dialektik hatte sie innerlich öde, der prinzipielle Widerspruch sie haltlos gemacht. Alle Philosophie wurde von der Welt verachtet und die Plattheit geriet obenauf.

Eine Frage drängt sich jetzt auf. Entging denn Goltz dem Fluche des prinzipiellen Widerspruches? Ganz nicht! Der größte Teil seiner Werke allgemeinphilosophischen Inhalts geriet ob des durch ihn verursachten Mangels an positiven Resultaten recht schnell unter den Schutt der Literatur. Seinen Charakter aber rettete er aus den Wirren, ja, prägte ihn so eigentümlich aus, daß die Bücher, welche seine Individualität am

treuesten spiegeln, das „Buch der Kindheit“ und der „Kleinstädter in Ägypten“ auch heute noch nichts von ihrem Reiz und ihrer Frische verloren haben.

Wodurch nun geschah es, daß die Widersprüche seinem Charakter keinen Schaden taten? Einige Jungdeutsche aus Hegels Schule wurden zu schwankenden Rohren, weil sie eine übernommene Form, das affirmierend-negierende Denkschema, beherrschte und nicht zur ruhigen Hingabe an eine Überzeugung kommen ließ[94]. Goltz aber rissen, ähnlich wie seinen Vater, natürliche Elemente, die dem innersten Wesen eingeborenen Extreme, hin und her: scharfer Verstand und mystischer Tiefsinn, bitterer Pessimismus und schäumende Lebenslust, eine prachtvoll heitere und eine zornige, eine jugendlich-mutige und eine melancholische Seele. Es stritten sich in ihm: ein traumverliebter Romantiker und ein scharfsichtiger Wirklichkeitsmensch, ein herzensreines Kind und ein derber Zyniker, ein Kleinstädter und ein Kosmopolit, ein Possenreißer und ein todernster Laienprediger, ein Aristokrat und ein Enthusiast für des Volkes gesunde Weisheit. So widersprachen sich auch seine Handlungen: Er schalt die „schamlosen Schauspieler“, weil sie dem Publikum „ihre Eingeweide vorzeigten“, „schlug“ aber seine eigenen, wie er selbst bekannte, in jedem Buche „dem Leser um die Ohren“, haßte das Franzosentum und schrieb einen mit französischen Fremdworten gespickten Stil, schwärmte für die sinnige katholische Frömmigkeit und blieb ein stolzer Protestant usw.

Hier wird man wieder lebhaft an Jean Paul erinnert. Paul Nerrlich nennt ihn den „fleischgewordenen Widerspruch“[95]. Das tadelt Josef Müller[96], und meint, was jener für „schroffe Widersprüche“ halte, das sei nur der gewiß nicht unnormale Antagonismus der Gegensätze, der sich in jedem Organismus finde und dessen Leben ausmache. Für den Psychologen dürfe es keine Widersprüche geben, weil sich das geistige wie das körperliche Leben nach Gesetzen aufbaue. Paul Nerrlich habe sich, statt Jean Pauls seelische Kontraste psychologisch entwickelnd aufzulösen, die Arbeit des Biographen mit Statuierung eines für Kluge wie für Toren gleich vollkommen geheimnisvollen Widerspruchs zu leicht gemacht. Hören wir dagegen wie Goltz über die in ihm selbst beschlossenen, nicht minder zahlreichen und schroffen Gegensätze urteilt und damit den Optimismus des auf restlose Erklärung dringenden Psychologen mindestens für die eigene Person abweist[97]: „Sechs bis sieben verschiedene Männer seien in ihm, die seine Bücher schrieben“, pflegte er zu sagen, wenn man ihn auf Widersprüchen ertappte. „Alles, was er geschrieben, sei wahr und unwahr, Weisheit und Unsinn zugleich, wie die Bibel, die das absurdeste und zugleich das göttlichste aller Bücher sei.“ Wie aber alle Gegensätze im Weltganzen zu einer Harmonie zusammenklängen, so wüchsen sie auch im Mikrokosmos des Menschen, so in ihm selbst zusammen zu einer unbe-

greiflichen Einheit zu dem „Wunder der Person“[89]. Wirklich klingt aus allen Berichten über das Gesamtbild seiner Person die Anerkennung heraus, daß er trotz hundert Widersprüchen ein geschlossenes Ganzes von eigentümlichster Prägung war, das, im einzelnen zwar nicht faßbar, doch die „schärfsten, bestimmtesten Züge“ aufwies[99].

Hebbel erzählt, der erste Gedanke, den Goltz' vulkanisches Wesen in ihm und anderen erweckt habe, sei gewesen, der Mann müßte in der nächsten Stunde vom Nervenfieber befallen werden, der zweite, er habe mit Krankheit gar nichts zu schaffen. So war's! Man konnte es tatsächlich einem Wunder gleich achten, daß dieser Mensch von den elementarischen Widersprüchen in sich nicht zermalmt zusammenbrach, daß er nicht, von solchen Gewalten hin und her gezerrt, zur Wetterfahne wurde. Aber in ihm war Natur und die unerschöpfliche Kraft der Natur, die, so wild sie oft gegen sich selbst wütet, sich immer wieder selbst hilft.

Hätte er den verschiedenen Männern, die in ihm waren, um seiner Wahrheitsliebe Genüge zu tun, immer gleiches Rederecht erteilt, er wäre zu keinem Entschluß, zu keinem Urteil gekommen. Aber er hatte, wie sein Vater, einen seiner Natur angemessenen starken Willen. Mit dem tat er seinen Gerechtigkeits- und Wahrheitssinn Gewalt an und ließ stets nur einen der Männer in sich, dem für die Gelegenheit nach seinem Instinkt passenden, das Wort, das er mit der ganzen Wucht seiner Person unterstrich. So rettete er trotz theoretischer Erkenntnis der Relativität aller Dinge sich für sein Handeln — Reden und Schreiben war ihm Handeln — die festen Werte, die nur durch entschlossene Einseitigkeit möglich werden, ohne die kein Mensch auf sich selbst stehen kann. So stählte er in der Wirrsal seiner Gedanken seinen Charakter zu schneidender Schärfe. Es erfüllt sich hier die Seltsamkeit, daß ein Mensch trotz ausgeprägtesten Wahrheitssinnes in der Einseitigkeit und im Vorurteil sein Heil sucht und findet, daß jemand vor lauter Relativismus Positivist wird. Doch lassen wir Goltz in diesem bis ins Letzte doch nicht ergründbaren Punkte selbst das Wort:

„Die vorurteilslosen Leute sind Afterphilosophen, abstrakte, herz- und charakterlose Klugkoser, daß sie weit eher Amphibien als vollbeseelte Menschen sind, die den Mut haben, so zu urteilen, wie es die menschliche und göttliche Natur in ihnen will . . Lebensformen und Gewohnheiten kerben sich zuletzt so in unsere Hirnmasse ein, daß wir wie Fächer werden, die immer in dieselben Falten zurückfallen und die Virtuosen des Denkens pflegen auch nur jenen künstlich gekniffenen Papierbogen ähnlich zu sein, aus denen die alten Taschenspieler eine Hals- oder Blusenkrause, eine Laterne, ein paar Handmanschetten, ein Sofa oder was sonst herstellen konnten; aber alles mit demselben Papierkniffen von Hause aus . . . Diesen raren Weltweisen ist dafür auch der Herzmuskel und der Mutter-

witz so zusammengetrocknet, daß ihre Vorurteilslosigkeit zur urteilslosen Indolenz, daß ihre Allseitigkeit zur Unseitigkeit und die Objektivität zu einer Unpersönlichkeit geworden ist . . ., die zu allen Löchern hinein- und hinausblasen darf, ohne zu fühlen und zu wissen, ob sie es mit Lebendigen oder Toten, ob sie es mit dem Blasebalg oder den Orgelpfeifen, mit der Flöte oder dem Bläser zu tun hat. Wir müssen Vorurteile haben, weil wir Herz und Charakter, weil wir eine Heimat und eine Vorliebe haben, weil wir beschränkte endliche Wesen sind, die nur in der Einseitigkeit eine Kraft und Tiefe, Witz und Begeisterung aufbringen." (M. L. 43 f.)

„Ein Jugendleben.“

In dem „Ein Jugendleben“ betitelten „biographischen Idyll aus Westpreußen“ unternahm Goltz, durch den Erfolg des „Buches der Kindheit“ angespornt, weitere Jugenderinnerungen in Poesie auszumünzen. Der erste Teil des ersten Bandes bringt wiederum Szenen aus der Kindheit und ist ebenso frisch in der Schilderung, doch ruhiger in der Erzählung, als das „Buch der Kindheit“. Diese realistischen Bilder aus dem westpreußisch-polnischen Landleben packen ungemein, und man staunt immer wieder, wie feinsinnig Goltz der kargen Weichsellandschaft und ihren armseligen Bewohnern die Seele abgelauscht hat, sie mit seiner quellenden Phantasie reich überspinnt. Einzelne Abschnitte („Getreideausfuhr zur Winterszeit“, „Weihnachtsreise ins altpreußische Land“) können als Kabinettstücke westpreußischer Heimatkunst gelten.

Vom zweiten Teil des ersten Bandes ab handelt das Idyll von der Jugendliebe Wilhelms, der mit „ich“ erzählenden Hauptperson. Dieser, ein „verdorbener Student der Theologie“, bewirtschaftet das von den Eltern ererbte Gütchen. In der Nachbarschaft hat sich ein alter Onkel angesiedelt, in dessen Obhut Wilhelm eine Pflegetochter, Agnes, findet, welche sein Herz gefangen nimmt. Den Verlauf dieser ländlichen Liebe zu schildern, ihre Stadien und Zwischenfälle, das macht den Kern der Dichtung aus. Als Nebenhandlung wird die Liebe seines Bruders zu Agnes Freundin, Marie, einem armen, einfachen Dorfmädchen, eingeflochten. Das Idyll endet glücklich mit der Vereinigung der Liebenden. Das Ganze als Kunstwerk wollte keiner der Kritiker gelten lassen [100]. Eine Anzahl vortrefflicher Einzelheiten fanden alle darin zu loben: Das meisterliche Kleinleben, die Darstellung der Volkssitten und vor allem die Naturschilderungen, „welche ein Jean Paul geschrieben haben könnte“. Dann auch die volles Erleben atmenden Szenen am Teiche, wo Wilhelm die Geliebte erscheint und vor den Nixen warnt, der Wettlauf auf dem Rasen, wo der Held statt der Braut die hingefallene Pflegeschwester aufhebt, deren schlanke Formen und knappes Mieder ihn in etwas untreue Träume wiegen, wofür er von der Braut in liebenswürdigster Weise abgekanzelt wird; und schließlich der wackere Inspektor Biber mit seinem Kunst- und Zaubergarten, wo alle einheimischen Wunder der Botanik beisammen zu schauen sind, zusamt dem kernechten, humorvollen Onkel mit seinem im-

provisierten Waisenhaus, einem Pädagogium naturgemäßer Erziehung und seiner ganzen Projektenmacherei. Eine Menge derartiger genrehaft geschildeter Einzelheiten soll die Einförmigkeit der Brautzeit und des ländlichen Daseins beleben. Aber diese Szenen sind nur lose aneinandergereiht und es fehlt die innere Entwickelung sowohl der Personen, wie auch der Handlung, die Gesamtkomposition. Wir wissen, wie Goltz sich über solche künstlerische Pflichten hinwegzusetzen pflegte: „Mir ist immer mehr ums Reisen als ums Anlangen, mehr ums Erzählen, als ums Auserzählen zu tun." (B. d. K. 53.)

Ein Idyll soll das „Jugendleben" sein! Es soll den rosigen Abglanz eines naturheiligen Lebens verbreitend, zeigen, wie man ohne die moderne subtile Bildung in Schlichtheit und Herzensinnigkeit glückselig sein könne, soll wie ein Stahlbad den unablässig tremulierenden Nerven der schnelllebigen Mitwelt zur Abfrischung dienen. Aber die Ruhe und Friedseligkeit, die man durch die Anschauung des „Vollglücks in der Beschränkung" gewinnen müßte, bringt es keineswegs. Des Mannes Feuergeist zieht den Leser in den Wirbel seiner eigenen Zweifel und trotz des guten Vorsatzes, diesmal Literaturkritik, Politik, Gegenwart, Sittlichkeits- und Kulturfragen ganz aus dem Spiele zu lassen, müssen die im Idyll auftretenden Personen ständig über eben diese Dinge debattieren und Standreden halten gegen den bösen Formalismus der Kultur, wie gegen die ebenso böse Wetterwendigkeit der Natur usw., ja sogar Agnes, ein schlichtes Mädchen von Haus aus, muß sich im zweiten Bande plötzlich als ein inspiratorisch-geistreiches Wesen entpuppen, um in einem überschwänglichen Tagebuch des Verfassers Natursymbolik abzuhandeln. Auf ähnliche Art werden in Form von „Diskursen" und „Expectorationen" alle möglichen fernliegenden Dinge hineingepackt, so daß das Werk zu einer Ungeheuerlichkeit anschwillt. Ein Idyll auf 1300 Oktavseiten! Wer hielte das wohl aus?[101]

Individualitäten zu bilden, vermag Goltz ganz und gar nicht; sie geraten sämlich zur Hälfte nach ihrem Darsteller. Wer die Kraft hatte, so uroriginell von der Leber weg zu reden wie er, der konnte Leute nicht in ihrer Sprache sprechen lassen.

Auf eine bloße Selbstbiographie war es nicht abgesehen. Zwar erkennt man auf den ersten Blick Goltz selbst in der erzählenden Hauptperson, sein lustiges Landwirtsleben und seine nachdenkliche Golluber Einsiedelei, sowie den Bruder Heinrich, den Schwiegervater, seine Frau usw. wieder, doch zwingen die häufigen und starken Abweichungen von des Autors tatsächlichen Lebensumständen[102] zu der Annahme, es sei hier wirklich eine Dichtung beabsichtigt worden. Entstanden ist schließlich ein Mittelding zwischen Selbstbiographie und Roman, das von einem Manne, der Landschaftsmaler, Dichter und Ökonom zugleich war, ent-

worfen zu sein scheint. Man könnte das „Jugendleben“ ein „amphibisches Gebilde“ nennen, doch hält es mit Kellers „Grünen Heinrich“, für den F. Th. Vischer diesen Ausdruck geprägt hat, gewiß keinen Vergleich aus, weil der Verfasser den zu freier künstlerischer Gestaltung notwendigen Abstand von dem seinem eignen Leben entnommenen Stoff nicht zu halten weiß.

In historischem Betracht muß Goltz' Idyll Immermanns, Auerbachs und Gotthelfs Werken an die Seite gestellt werden. An Auerbachs philosophierende Dorfmädchen erinnert Agnes. Hier wie dort erscheint die Naivität nicht echt. Gotthelf steht der Westpreuße nahe mit seinem Schelten und der derben Realistik der Darstellung, die auch vor einem fetten Misthaufen nicht zurückscheut. An Nachahmung darf aber nicht gedacht werden. Nach Vorbildern zu arbeiten, das war ein für allemal nicht Goltz' Sache. Unter allen Erzeugnissen der Dorfpoesie macht das „Jugendleben“ am deutlichsten, warum das Zeitalter des aufblühenden Industrialismus, des Literatentums und der Großstädte gerade an der Genremalerei, an der Schilderung des beschränkten Lebens auf dem Lande und in der Kleinstadt sein seltsames Gefallen fand. Es war die Sehnsucht nach der dahingeschwundenen Gemütlichkeit vormärzlicher Zeit, die Unzufriedenheit mit Unbehaglichkeit, welche die großartigen neuen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwickelungen zur Folge hatten!

„Ein Kleinstädter in Ägypten."

Seit die „jungen Deutschen" ihre Volksgenossen aus der romantischen Traumwelt aufgeschreckt hatten, war durch das energischere Streben nach Kenntnis der weiten Welt gleichwie durch den Aufschwung der neuen Verkehrsmittel die Reiselust erheblich gestiegen[103]. Zugleich blühte die Reiseschriftstellerei empor. Heine gab mit seinen witzig plaudernden „Reisebildern" den Ton an und zeigte, wie die Reisebeschreibung nicht nur belehrend sein, sondern wie sie auch Raum für das unterhaltende Spiel der Phantasie ließ. Laube, Immermann, Fürst Pückler und viele Andere hatten diesen Ton aufgegriffen. Reisebeschreibungen standen seither in erhöhter Gunst beim Publikum.

Doch Reisen kostet Geld, ein Ding, das sich bisher bei Goltz nur immer so spärlich eingestellt hatte, daß ihm nur unter großen Entbehrungen die zur Unterbringung seiner Manuskripte notwendigen Reisen möglich geworden waren. Nachdem ihm im Herbst 1849 der Verleger H. Zimmer in Frankfurt „Das Menschendasein" pränumerando gut honoriert, hielt er zum ersten Male mehr in der Hand, als des Lebens Notdurft verlangte. Da packte ihn gewaltig der Ekel vor der „eingepökelten Lebensart daheim", und der von je in der Familie Goltz lebendige Trieb ins Weite, seinen Durst nach der bunten Gotteswelt zu stillen, neue Nahrung für die ihn ernährende Feder zu suchen. Aber wohin? Möglichst weit weg aus dem preußisch-polnischen Winkel, dessen sparsame Reize unter einem ewig trüb verhangenen cimmerischen Himmel er zu überdichten allmählich müde geworden war und hinab in jene südliche Lande voll Sonne, wo die verschwenderische Natur und die Denkmäler uralter Kultur seine nimmersatten Sinne mit einer Fülle von Gesichten recht berauschen sollten! Hinein in das Land, wo die Rätsel, Sphinxe und Mysterien wohnen! Nach Ägypten!

Die glühenden Orientschilderungen zweier ihm wahlverwandter mystischer Geister, G. H. Schuberts und Lamartines, mögen sein Sehnen nach der „Heimat der Träume des Menschengeschlechts" schon früh geweckt oder verstärkt haben[104]. Außerdem stand Ägypten damals gerade im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses. Denn Lepsius, 1842 von König Wilhelm IV. zu einer dreijährigen Forschungsreise dorthin entsandt, hatte einen Teil seiner für die wissenschaftliche Kenntnis dieses Landes grundlegenden Berichte vor kurzem veröffentlicht[105]. Mit ihrem Studium hielt

Goltz sich nicht allzu lange auf. Am 29. September 1849 schon schiffte er sich auf einem österreichischen Lloyddampfer in Triest nach Alexandrien ein. Von seiner „Reiselebensart“ gibt er uns in dem Buche „Ein Kleinstädter in Ägypten“ ein treues Bild.

Als im Hafen von Alexandrien die ihm „funkel-hagel-nagel-neue Welt der Palmen, Ruinen, Kameele, der halbnackten Araber und der Wüsten zum ersten Male vor seinen Sinnen auftaucht, da wundert er sich einigermaßen, daß er nicht ganz und gar außer sich gerät. Dachte er doch „gar nicht mehr derselbe bleiben zu können“ in dem Augenblicke, wo das, was ihm ein halbes Leben lang nur Gedankending und Einbildung gewesen, seinen Sinnen plötzlich zur handgreiflichen Wirklichkeit wird. Kaum gelandet, stürzt er sich ohne Cicerone auf eigene Faust und Gefahr kopfüber in die dicksten Abenteuer, d. h. er flaniert mit den Empfindungen eines Schul- und Gassenjungen, der in einer großen Stadt frei umhervagabondieren darf, durch das internationale Menschenwirrsal im Hafen, all die tausend neuen Dinge mit „wollüstiger Neubegier“ studierend. Bald reizt es ihn, die Wirkung seiner schnellstens eingepaukten arabischen Brocken bei den Eingeborenen zu erproben. Es gelingt. Und vor kurioser Glückseligkeit will er am liebsten jedem Eseljungen sein ganzes Vokabularium aufsagen und ihn noch dazu umarmen. Ja solche „Schmeckproben der heidnisch-afrikanischen Wunder“ benehmen ihm allmählich dergestalt den Kopf, daß er hinterher instinktmäßig nach der Taschenuhr greift, „ob sie nicht zugleich mit seiner armen eingeäscherten Christen- und Kleinstädterseele vor Verwunderung stehengeblieben sei“, und es bedarf erst einiger „munterer, echt deutscher, graulich bescheidener Sperlinge, die ihm die vaterländische Parole zuzwitschern, um ihn zu ordinärem Menschenverstande zurück zu bringen“.

So wundert er sich denn bei jedem neuen Eindruck nach Herzenslust durch ganz Ägypten hindurch, wohin ihn auch der Weg führt, in den Gabarrigärten wie am Mareotissee, vor der Pompejussäule und am Mahmudijehkanal. Denn dazu geht der Poet auf Reisen! Den Höhepunkt aller romantischen Abenteuerlichkeit aber erlebte er in Kairos Wunder- und Blinddarmgassen. Er erzählt: „Ich schnellte, glaub' ich, wie ein angespannt gewesenes und plötzlich losgegebenes Stück Gummi Elastikum in den arabischen Quirl hinein, denn die Moslemin und selbst die Esel gaben verwundert Raum und guckten mir wie einem ganz aparten Fremdenexemplar nach. . . Das waren mal wieder Lebensarten wie in den Kindheitstagen. Die Wunder schienen aus dem Boden zu wachsen, sie sprangen diesmal in Wirklichkeit für mich hinter jeder Hausecke und aus allen Winkeln hervor; man durfte nicht mal hinter die Türen gucken, man atmete in Kahira die arabischen Mysterien, die Abenteuer aus Tausend und eine Nacht am hellen lichten Tage und mit der bloßen

Luft. — Sie attaquierten mich auf offener Straße und packten mich nordisch-kleinstädtischen nachtigallneugierigen Lump bei der Brust. — Mir war zu Mute, wie einem der sich zu Mysterien herangeschlichen hat und jeden Augenblick zum Tempel hinaus geworfen werden kann." Es ist erstaunlich, was er alles im gleichen Moment sieht, oft mehr als sich in ein Satzgefüge stopfen läßt — wie vertraut er sofort mit all den Kuriosa durch Augen, Ohren, Zunge, Nase und Gliedmaßen verkehrt und mit welcher Kunst er ihr Leben in sein Tagebuch bannt! Sei es nun eine paradiesisch-üppige Nil-Landschaft oder das schwankende Schiff der Wüste, ein bronzefarbener Eseljunge oder der Geschmack einer Banane, ägyptische Türschlösser, Taubenhäuschen, Töpfe, Mistkuchen, ägyptische Sittenbilder und Gassenszenen; all das wird mit gleichem Interesse mikroskopisch genau geschildert.

Doch begnügt sich der staunende Reisende nicht mit bloßer Schilderung des Geschauten oder seines Staunens darüber. Sondern, wie es auch andere der Romantik nicht fernstehende Reiseschriftsteller, z. B. Lamartine und G. H. Schubert, tun, legt er den Hauptwert auf die symbolische Ausdeutung der Dinge. Nicht nur das Lebendige, auch das Vegetabile und Steinerne wird von dem zudringlichen Fragesteller genötigt, seine „Seele" zu enthüllen, sich zu bewegen, mit seiner Lebensart zu paradieren und Zeichenrede zu stehen: was bist du? was warst du? was wirst du? Die Pyramiden müssen ihm bei seiner Einfahrt durch die Spitze des Nildeltas mit imponierendem Zeremoniell die historischen Honneurs machen und ihm erzählen von Titanenübermut, Herrschertyrannei und uralten Kulturgeschichten, von Zeiten, wo die Phantasiekräfte des ägyptischen Volkes noch flüssig waren und in dem Ruhmesgelüste der Pharaonen unwillkürlich Gelegenheit fanden, Form und Denkmal zu gewinnen. Oder Goltz forscht: warum haben die Afrikaner lebhaftes Wesen und Vorliebe für die Abwechselung, buntes Durcheinander, Zickzack, wie es arabische Märchen, Ornamentik und Phantasiemusik zeigen? Das macht die Monotonie und Totenstille der Wüste um sie herum. So stehen Landschaft und Bewohner miteinander in Wechselwirkung! So sind in allen Kulturgeschichten Naturgeschichten.

Nicht alles, was ihm Interessantes begegnet, erregt seine Begeisterung: oft entrüstet er sich über die hündische Schamlosigkeit, die Krakehlsucht, Bestialität und Fratzigkeit der ägyptischen Naturmenschen und studiert mit Schaudern die „Mysterien der universellsten volkstümlichsten perennierenden Säuerei" in den ägyptischen Dörfern und findet, daß bei dem dort herrschenden „lächerlich furchtbaren Gestank die Nase nur noch zu ihrem Hohn und Skandal in der Welt ist und bald nur ein krepierter Gesichtstriangel sein wird, für welchen weder Geruch noch Gestank existiert".

Als gar die unzivilisierten Eigenschaften der Ägypter seiner eigenen Person gefährlich werden, als ihm eines Nachts nichts anderes übrigbleibt, als in einer entsetzlich schmutzigen verdächtigen Dorfschänke hinter Branntweinfässern mit zwei verwilderten Handwerksgesellen, den blanken Säbel in der Hand, unter dem Lärmen besoffener arabischer Schnapsgäste zu logieren, als er wochenlang auf einer blindlings gemieteten Barke mit zwei wildfremden schwarzen Schiffsleuten zusammen den Nil hinauffuhr, sich dabei in der Lage sah, seine eigene Waschfrau, Koch und Dolmetsch vorzustellen und des Nachts in einer unverriegelten Kajüte unter dem tröstlichen Gedanken einzuschlummern: von den wilden Reisegefährten vielleicht unversehens ins Jenseits befördert zu werden, da flucht er in sein Tagebuch: „hol' der Henker solch' ägyptische Romantik!" Die sechswöchentliche abenteuerliche Fahrt auf dem Nil hat den hahnebüchenen Naturalisten so mürbe gemacht, daß er sich fast getraut, in einem Berliner Salon Tee und Butterbrötchen präsentieren zu können, ja, seine Abneigung gegen die gezwungene Lebensart und den Polizeigeist vergessend, verspricht, wenn plötzlich ein bevollmächtigter preußischer Gendarm auf seiner Barke erschiene, diesen zu seinem Busenfreunde zu machen. Jetzt bittet er den Schöpfern der europäischen Kultur, der deutschen Schule, der christlichen Lebensordnung seine jeweiligen schnöden Redensarten über sittlichen Rigorismus und über Pedanterie ab und sehnt sich dahin zurück, wo der deutsche Mensch, der Christ, der Mann, der ein gutes Weib besitzt, im Schoße der Zivilisation nur seine Sinne aufzutun braucht, um sich mit Wohltaten überschüttet zu sehen. Aus ist's nunmehr für immer mit dem schon unter den westpreußisch-polnisch-jüdischen Halbbarbaren schwer gefährdeten Traum von der Paradiesesunschuld des Naturmenschen! Sollen segenbringende Kulturgeschichten entstehen, so muß Schulung des Geistes als entgegengesetzter Pol und Faktor der Natur die Wage halten. „Die pure Natur aber halten wir Modernen nicht mehr aus!" Das bekennt Goltz als wertvollsten Gewinn von seiner ägyptischen Reise davongetragen zu haben. Eigenes Erlebnis allein war imstande, ihn das zu lehren, was hundert Journalisten und Bücherschreiber nicht vermochten: die Hochachtung vor der modernen Kultur.

Daheim hatte Goltz auf die Kultur gescholten, hier schalt er die Naturmenschen. In ihm steckte eben trotz aller seiner jedesmaligen guten Gründe ein Stück Oppositionsgeist. Das beweist sein „Kleinstädter in Ägypten" deutlich. Wesen und Zweck dieses Buches sind durchaus nicht die gewöhnlicher Reisebeschreibungen: Er verfolgt keine wissenschaftlichen Absichten: etwa „einen Pharaonen aus seinem steinernen Inkognito aufzuschrecken, den vorweltlichen Sphinx modern zu examinieren, oder die Pyramiden aufs neue auszumessen". Dergleichen überläßt er „einem besseren Kulturhistoriker, Alexandriner und Conrektor als er selbst ist,"

mokiert sich sogar über solche „gewissenhaft-geistlose Leute", wenn sie feststellen, daß Kairos Mauern 30 000 Häuser, 400 Moscheen und 20 000 Esel einschließen. Doch wer schimpft, der kauft! Goltz verschmäht es durchaus nicht, den „auf positive Angaben nun einmal versessenen Lesern" zuweilen ein „gelehrtes Dilettantenfrühstück" zu servieren, und dazu höchst unbefangen „Suppentäfelchen" in Form von seitenlangen Zitaten bei den gelehrten Herren Lepsius, Champollion, Heilbronner, Mebold zu kaufen. Auf solch einen kleinen Widerspruch kam es ihm eben nicht an.

Die eigentliche Absicht des Buches kommt mit Erwähnung der kleinstädtischen Herkunft des Reisenden im Titel glücklich zum Ausdruck. Ohne daß ein Name genannt wird, merken wir, daß der Verfasser offenbar Fürst Pücklers[106] beim Publikum sehr beliebte Reiseschriftstellerei aufs Korn genommen hat: Auffallend kontrastiert mit dessen verkappter Sucht nach Berühmtheit die liebenswürdige Art, mit der Goltz seine Hoffnung, bald ein berühmter Reisender und Westpreuße zu heißen, ans Licht zieht und ironisiert, mit dessen englisch komfortablen Gewohnheiten die primitive Reiselebensart des ärmlichen Literaten und gewöhnlichen Sterblichen. Pücklers kokettem Ästhetentum zum Hohn redet er mit massiver Ehrlichkeit von der Leber weg selbst von der entsetzlichen ägyptischen „Säuerei", und gegenüber der Globetrotterblasiertheit des „Halbmüden", die nichts Neues unter der Sonne findet, soll sein Buch zeigen, wie die ägyptischen Wunder seine ewig bewegte kleinstädtische Christen- und Naturalistenseele in Aufruhr bringen.

Das mag sich nur jeder, der sich mit Goltz auf die Reise begibt, vorher gründlich klarmachen, daß er einen echten Kleinstädter begleitet und noch dazu einen solchen, der keineswegs über einen „Hopfensack voll Geduld" verfügt. Er sei von vornherein darauf gefaßt, den von Haus aus an Behaglichkeit, Sauberkeit, Ordnung, wie es sich gehört, Gewöhnten des öfteren über Unbequemlichkeit, etwa über eine bucklige Schlafmatratze, lamentieren zu hören und über Reisefatalitäten aus der Haut fahren zu sehen; er muß ihn eine peinlich genaue Aufzählung seiner Ausrüstungsstücke bis auf den letzten Löffelstiel überhören und tut gut, mit ihm über den „ewig nur halb oder höchstens dreiviertel gar gekochten ägyptischen Reis" zu räsonnieren. Auf westpreußische Art gekocht schmeckt der Reis ohne Zweifel besser. Überhaupt liebt Goltz es, seinem Begleiter ägyptische Dinge an westpreußisch-polnischen klar zu machen; z. B. sind arabische „fulum demmes" nichts anderes als westpreußische „Saubohnen" oder polnisch-jüdische „bubi"; ein ägyptischer Pflug sieht aus wie ein polnischer Haken, die Zurufe ägyptischer Pflüger an ihre Tiere „Jemilak tale ex" lauten, ins Polnische übertragen, „Otsch otscha xe xe" (rechts, links), und orientalische Basars müssen sichs gefallen lassen, als deutsche Silbergroschenbuden, aufs phantasiereichste ins Arabische übersetzt, ver-

anschaulicht zu werden. Als ihm gar eine starke Ähnlichkeit zwischen ägyptischer Phantasiearchitektur und Zickzack-Straßenbau mit den winkligen altdeutschen Städten und Häusern auffällt, da gerät sein deutsches Herz außer sich vor Vergnügen, am Nil „vaterländisch gemütet und geaugenweidet zu sein", und er stellt schließlich fest, daß der deutsche Mensch dem alten Ägypter „unendlich wahlverwandter" sei als irgendeiner anderen Rasse. Es steckt in ihm ein Stück Reiseonkel aus der Provinz. Als er während eines Ausfluges zu seinem Ärger merkt, daß er vor purer Begeisterung genügenden Proviant mitzunehmen vergessen hat, läßt er spätere Reisende den guten Rat profitieren, an gleicher Stelle sich nicht derselben Versäumnis schuldig zu machen. Doch nicht immer macht eine solche Gutmütigkeit den Beschluß. Häufig ist, wenn die Sache schief geht — wie die Fahrt auf der kopfüber gemieteten Nilbarke —, eine sich in bösartigen Ausfällen auf den vertrakten Orient äußernde Ganglienverstimmung das Ende vom Lied.

Ihn deswegen, wie Gutzkow[107] es tut, einen gefährlichen Hypochonder zu schelten, und dem „alles mit Jubelgeschrei beginnenden und verzagt endenden" zum besseren Vorbild für den Leser einen „sich und die Welt beherrschenden Reisenden" entgegenzustellen, das heißt Goltz' Absichten durchaus verkennen. Denn ausdrücklich bittet der Autor den billigen Leser zu beachten, „daß . . es ihm so wenig darauf ankommt, sich als objektiven Musterreisenden oder fix und fertig gebackenen Charakter darzustellen, daß er vielmehr ehrlicher- und naiverweise erzählt, wie ihm Land und Leute mitgespielt und zu welchen Torheiten sie ihn eventualiter verführt. Diese Art und Weise . . ist dem Leser, Psychologen und Ethnographen sicherlich à propos —".

Freilich, Interesse für seine kuriose Person verlangt Goltz von dem, der ihn begleiten will, ein fast ebenso großes wie für das kuriose Ägypten. Doch wer sich dagegen nicht sträubt, kommt auch auf seine Kosten, denn hier erscheint keineswegs nur ein von Reisefatalitäten aufs Blut schikanierter Kleinstädter oder Hypochonder, den sein alter grillenhafter Haß gegen die „verfluchten Weltverbesserer" sogar auf die Pyramidenspitze verfolgt, sondern auch ein großartiger Mensch und Poet, der auf Reisen geht, um unerhörte Weltwunder und Naturerscheinungen mit tiefster Lebensinbrunst zu umfassen sowie alles Kleinste mit lebhaftester Anteilnahme zu betrachten, als handele es sich um das eigene Wohl und Wehe, ein tiefsinniger Kopf, den selbst in Lebensgefahr vor Nilräubern die Frage nach dem Wesen der Poesie plagt, und nicht zuletzt ein liebenswürdiger Mann, dem es ebenso zu Herzen geht, wenn ihm die Nilwasser zwei von seiner lieben Frau an nordischen Winterabenden genähte Hemden entführen, wie er sonst nicht müde wird, durch humoristische Einfälle und barocke Scherze seinen Begleiter zu erheitern.

Der „Kleinstädter in Ägypten“ erregte bei seinem Erscheinen Aufsehen. Man schätzte das Werk als geistreiches und amüsantes Literaturkuriosum, an dem — wie später an „Auch Einers“ Tagebuch, welchem es stellenweise ähnelt — das Persönliche mindestens ebenso sehr wie das Gegenständliche fesselt.[108]

Der Mensch und die Leute.

Den Gegensatz, der dem einsiedlerischen Winkelphilosophen zu Gollub unter den ungebildeten, halbbarbarischen westpreußischen Bauern, Ackerbürgern und polnischen Handelsjuden von jeher bitter fühlbar geworden, der dem Reisenden sodann unter den vollkommen barbarischen Ägyptern um so klarer eingeleuchtet, je mehr er ihn schikaniert hatte, diesen schon in allen früheren Büchern berührten Gegensatz zwischen dem gebildeten und ungebildeten Menschen machte Goltz zum Gegenstand weit ausgesponnener Studien, die 1858 unter dem Titel „Der Mensch und die Leute, Zur Charakteristik der barbarischen und civilisierten Nationen" erschienen. Es sind ethnographische Essays über den größten Teil der bekannteren barbarischen und zivilisierten Völker der Erde, Früchte seiner Reisen durch Frankreich, England, Ägypten und Italien sowie umfassender Lektüre von Reisebeschreibungen.

An Stelle einer ethnographischen Theorie schickt Goltz eine neue Übersicht über seine eigene Weltanschauung voraus. Mit Ausnahme weniger neuer Kapitel erscheint in dieser „Großmächte und Kardinal-Tatsachen im Menschenleben" überschriebenen Einleitung nur der Inhalt des „Menschendaseins", stilistisch auspoliert und des frommen Pathos meist entkleidet, auf 200 Seiten zusammengedrängt.

Goltz bringt das Rasseproblem keinen Schritt weiter. Die Art, wie er es zu lösen, oder vielmehr nicht zu lösen sucht, mag jedoch als für ihn charakteristisch hier skizziert sein. Drei in ihrer Eigenart konstante Menschenrassen werden deutlich unterschieden. Übergang in ein anders geartetes Klima und Land vermag eine Rasse wohl zu modifizieren, aber nicht wesentlich zu verändern.

Auf Grund dieser Erfahrungen müßte man also eine dreimalige Entstehung des Menschen annehmen.

Nun ist aber die sinnlich deutlich wahrnehmbare Wesensverschiedenheit der drei Rassen wissenschaftlich nicht reinlich darzulegen, weil dem kritischen Verstande die Grenzen zerfließen. Daraus erhellt ihre Willkürlichkeit und Unzulänglichkeit, vor allem aber — jetzt kommt das kurz und bündige Verdikt des Glaubensphilosophen — die Unfähigkeit des Verstandes, in der Rassefrage kompetenter Richter zu sein.

Somit steht das Rasseproblem gar nicht zur wissenschaftlichen Diskussion und vollends nicht für den, der die Welt nicht durch bloßen Natur-

prozeß, sondern durch den Willen eines persönlichen Schöpfers und Weltgeistes geschaffen sein läßt. Das gilt für Goltz. „Ich halte" — spricht er — „an der mosaischen Urkunde von der Entstehung der Welt und Abstammung von einem Menschenpaar fest und bewundere an ihr den immensen Geist der ältesten Naturphilosophen, der . . . das Leben auf allen Punkten durchschaut und über die himmlischen Bedingungen keinmal die irdischen übersieht." Die vom Schulstolz verspotteten Bibelwunder wollen freilich nicht vom rationalen sondern vom symbolischen Verstande gedeutet werden, dann enthüllen sie sich als die Momente der Entwickelungsgeschichte der Natur. Dann wird klar, wie sie „zwar niemals und nirgends handgreiflich aber immer und überall" geschehen und noch heute als die göttlichen Naturgesetze die Welt durchdringen.

Eine solche symbolische Ausdeutung hatte Steffens in entwickelungsgeschichtlichem Sinne für die sechs Schöpfungstage der Bibel in seiner „Anthropologie" (1822) unternommen.

Eben aus dieser Quelle muß Goltz auch die von Steffens nebenher verwendete Kantische Rassenlehre zugeflossen sein. Sie lautet: „In den Rassen haben sich die im ursprünglichen Menschen enthaltenen Fähigkeiten unter äußeren Umständen einseitig ausgebildet." Diese Lehre läßt sich aus Goltz' symbolischen Spekulationen trotz der eigenen und mystischen Zutaten deutlich herauserkennen:

Natur und Weltgeist, beginnt er, wirken als polare Faktoren zur Bildung des Volkscharakters zusammen. Wenngleich der Weltgeist hiezu als religiöses Moment gewiß das Seinige beiträgt, so überwiegt anfangs doch der Einfluß der Natur, d. h.: die Eigenart des Klimas und der Bodenbeschaffenheit zwingen den Menschen, unter Vernachlässigung der mannigfaltigsten Anlagen ganz bestimmte Fähigkeiten einseitig zu entwickeln.

So entbindet sich aus der physischen Natur ein Geist, der im Verein und in Wechselwirkung mit dem ewigen religiösen Ferment als Volksseele in jedem Volksgenossen lebendig wirkt und das unzerstörbare Wesen der Rasse ausmacht. Dies geistige Prinzip bleibt gegen alle realen Einwirkungen fortan gefeit und siegt über alle fremden Klima- und Kulturverhältnisse, in die seine Träger auch geraten mögen. Das beweisen die wandernden Völker und unter diesen am auffälligsten die Juden.

Nach dem Verlust des Paradieses — nur stellenweise gewinnt Goltz den Anschluß an den biblischen Bericht — gab es keine edlen Naturmenschen mehr. Die ursprüngliche Harmonie in Gottes Ebenbild war zerstört, denn zwischen Natur und Geist, die ehemals im Menschen in Eintracht beisammen gewesen, war es durch die Emanzipation des Verstandes zum „Bruch" gekommen. Seither ist die Naturunschuld nur mehr eine ferne Erinnerung geblieben, von der die Kindesunschuld ein Abglanz ist[109].

Ebenso unmöglich wie eine Rückkehr zur Kindheit ist eine Wiederherstellung der Naturunschuld durch Abkehr von der Kultur und Zuwendung zu einem reinen Naturleben: „Verlästere man die Schule und Intelligenz, die formale Bildung, wie man wolle und lobe man sich mit Rousseau und Konsorten die pure, nackte Affennatur auf zwei Beinen und auf allen Vieren; das sind ephemere Paroxismen, Genieſtreiche und Paradoxien der ſtellenweiſe übertriebenen und übermüdeten Kultur, Reaktionen in einzelnen Blaſierten, nichts weniger und nichts mehr!“ „Dieſer franzöſiſche Deklamator (Rouſſeau) hat gar keine Ahnung von der Polarität der Dinge und wie ſich insbeſondere die Menſchengeſchichte aus dem lebendigſten, konkreteſten Gegenſatz aus nie endenden Kämpfen von Natur und Geiſt . . von Freiheit und Mechanismus . . erzeugt und weiter potenziert.“ (Jgl. II 346; M. L. 594.)

„Rouſſeau will nur den einen Faktor, Natur. Er ſieht den Naturmenſchen nur für tatkräftig, zeugungskräftig, todesmutig, herzenseinfältig, keuſch und ſtolz an und merkt nicht, wie gewaltſam, grauſam, hinterliſtig, räuberiſch, wetterwendiſch, ungetreu, ſelbſtſüchtig, übermütig er iſt.“ (M. L. 18.) „Auch fällt es dieſem Phraſenmacher keinmal auf ſein Naturellgewiſſen“, daß das, was er für reine Natur hält, bereits Kultur iſt, daß z. B. „nur ein kultiviertes aber kein barbariſches Herz ſolche delikaten und reinen Triebe beſitzt als er der Kultur und Geſellſchaft zum Muſter aufſtellt.“ (M. L. 595.)

Was urſprünglich Kulturerzeugnis war, wird dem Menſchen zur zweiten nicht weniger echten Natur. Beides läßt ſich am Ziviliſierten nicht mehr unterſcheiden. Wenn nun jener „querköpfige und bornierte Naturphiloſoph“ trotzdem die Kultur mit Stumpf und Stiel ausrotten will, ſo bedroht er nur ſein eigenes Hirngeſpinſt, ſchüttet notwendig das Kind mit dem Bade aus, und ſtraft außerdem die Kultur für das, was nur Mißbrauch und Entartung iſt. Als pure Natur kann allenfalls der Zuſtand einiger wilder Völker gelten. Ihren Naturalismus halten ziviliſierte Menſchen nun einmal nicht mehr aus. Durch Rückkehr zu ihm würden ſie nicht in ein „unſchuldiges Pflanzendaſein“, ſondern in Beſtialität verſinken, geſchweige denn, daß ihnen dabei die an dem Wilden ebenfalls vermißten paradieſiſchen und vollkommenen Eigenſchaften zurückkämen.

Nein! Die urſprüngliche Inſpiration und natürliche Harmonie der Kräfte war ſeit jenem „Bruch zwiſchen Natur und Geiſt“ auf ewig dahin und der nimmer endende Kampf zwiſchen himmliſcher und irdiſcher Natur, zwiſchen Vernunft und Sinnlichkeit in der Menſchheit entbrannt.

Aber nach einem Erſatz des alten paradieſiſchen Friedens ſtrebte die Weltgeſchichte:

Natur und Geist wirkten nicht mehr harmonisch ineinander, sondern ein jedes für sich mit aller Kraft, sei's wider einander, sei's parallel. Ein Blick auf die Geschichte des einzelnen Menschen, der ja als Mikrokosmos die Entwickelung der ganzen Menschheit spiegelt, verdeutlicht das. Hier folgt auf den Frieden der Kindheit ein gewisses Alter, in dem Knaben sich zärtlich und boshaft fast zugleich zeigen, sentimental und tyrannisch, gedankenlos, raffiniert, offen und verlogen, begeistert, tierquälerisch, ehrgeizig, schamlos, feige, frech und heroisch: alles durcheinander in kürzester Zeit. (M. L. S. 183.) Knaben sind kultivierte Barbaren und die Barbaren wiederum so bunt und charakterlos, so normlos-heroisch-feige, perfide und liebenswert-nichtswürdig wie Knaben. Sie beide lassen sich beherrschen vom Instinkt und Impuls im Guten wie im Bösen. Ihre Leidenschaften sind Fortsetzungen der elementarischen Natur in ihnen, und ihre Tugenden sinnliche, unfreie, ungeregelte, jeder Zufälligkeit preisgegebene Eigenschaften, die in ihr Gegenteil so schnell umzuschlagen geneigt sind, wie süße Milch in saure, wenn's gewittert. Harmonie ist nicht in ihnen. Sie kann erst hinein kommen, wenn der Geist als anderer Faktor die Natur durchdringt und sie selbsterkennend, objektiv, verleugnend, gesetzlich, charakterfest, konsequent und absolut wahr macht. Diese Durchsetzung mit Geist muß, wie jede Bildung aus dem Rohen heraus, mittels Mechanismus und Schematismus beginnen, d. h. Sitte, Konvention, Schule, Zucht, Gesetz, Kirche, Staat, Grammatik, Logik regulieren die wetterwendische Natur und die Leidenschaften und Triebe als ihre Inkarnationen.

Alle diese Formen gehen als Gegenerfordernis aus der Natur hervor, die anfangs Not hat um Fässer, Schläuche, Kanäle für ihre mächtigen Zeugungskräfte.

Doch wohl gemerkt! jeder Schematismus bleibt nur ein notwendiges Übel, „keine Wahrheit schlechtweg für die Welt". (M. L. 600.) Denn „jedes Gesetz und jeglicher Mechanismus der Verwaltung, der Erziehung und der Rechtspflege usw. soll mit der Zeit durch sich selbst absorbiert werden und überflüssig geworden sein wie Hilfslinien und Lattenprofile, die in dem Maße fortfallen, als Figur und Bauwerk vorschreiten."

Doch leider! Das ist nur der ideale Verlauf der Kultur! In der Wirklichkeit erweist sich die Form gar zu leicht als Kulturhindernis. Statt daß sie ihre Bestimmung erfüllend allmählich den Geist, der sie gezeugt hat, entbindet und dem Menschen mitteilt als eine Stärke zur weisen Beherrschung der sinnlichen Natur, um dann abzudanken, wirft sie sich zum tyrannischen Selbstzweck auf, knebelt alle zeugenden Kräfte in der Schablone und übersetzt die gotterfüllte heilige Natur durch Paragraphenzwang, Profanation, Auskühlungs- und Kristallisationsprozesse in einen Menschenwitz, in eine Schulmeisterei, Konvenienz und

Monstrosität. Formale Schulbildung schwächt den großartigen Stil der Leidenschaften und vernichtet im Volke Poesie und Divination. Im Formalismus des Staates gar werden Leidenschaften für Schönes und Edles zeitigende Prinzipe, wenn sie sich dem Schema nicht einfügen, unterdrückt und die Person dank Bureaukratie, Sitten-, Kultur- und Literaturpolizei bis ins Eingeweide hinein uniformiert, kontrolliert, methodiziert, in Noten gesetzt, durchbuchstabiert, zurecht dressiert, mitsamt der Seele eingesalzen und fertig geräuchert. So verkehrt sich der freie glückliche Natur- und Gottessohn in eine greuliche Kulturfratze. (Jgl. I 251.) Schier unermüdlich strapaziert Goltz in diesem Tone seine Lunge ab, um nun auf einmal zugunsten des erst geschmähten Naturalismus dem Formalismus sein Sündenregister vorzuhalten.

Das klingt widerspruchsvoll! Und hat der Leser sich auch bereits mit Mühe in des Autors schillernder Terminologie zurechtgefunden und vor allem festgestellt, daß unter Naturalismus, einem Begriff, der fortwährend angewandt, aber nie auch nur annähernd bestimmt, sondern nur mit einer unerschöpflichen Fülle von Worten umschrieben wird, im Grunde zweierlei vorgestellt sein will: einmal: die ungebändigten physischen neben- oder gegenüber den ungeformten psychischen Trieben; zweitens: das Gute, Kräftige, Wahre in der Natur im Gegensatz zu dem ebenfalls in ihr enthaltenen Schlechten, Wetterwendischen, Rohen, auch dann noch gerät er immer wieder ins Kopfschütteln:

Wenn Goltz nämlich hier mit lebhaftesten Farben schildert, wie im Wilden, Halbbarbaren und Bauernknecht das natürliche und instinktive Leben „den Geist ersäuft", wie sehr die tierische Natur in jedem Menschen der Bändigung durch strengen Formalismus bedarf, kurz, wenn wir uns von der Bösartigkeit des bestialischen Naturalismus und der Vorzüglichkeit des Schematismus haben überzeugen lassen, dann finden wir auf der nächsten Seite zu unserer Überraschung mit Heftigkeit den Spieß umgekehrt und müssen uns alsbald, wenn auch über diese Plötzlichkeit ungehalten, wohl oder übel zu des entrüsteten Verfassers nunmehr entgegengesetzter Meinung bequemen: daß der gepriesene Mechanismus alles Welt- und Kulturelend verschuldet, weil er die lebenzeugenden heiligen Naturkräfte profaniert und erstickt.

Der Grund solchen Widerspruchs, so sahen wir bereits, liegt in Goltz' kompromiß- und klauselfeindlichem Gemüt, das sich nur immer eines der beiden Elemente eines empfundenen Gegensatzes zum Ziel seiner aus dem Vollen strömenden Lob- oder Scheltreden setzt. So sollte nicht Naturalismus noch Mechanismus um seine gerechte Ration Anerkennung und Tadel kommen. Mochten Krämerseelen, von ihren Sympathien und Antipathien Abzüge machend, zwischen beiden den schwächlichen Ausgleich suchen! Ihn durfte kein auch nur verstohlener Seitenblick auf die nie zu

beseitigende Unzulänglichkeit dieser Welt anfechten und ihn hindern, sein Auge an das Ideal zu heften, an ihm ohne Erbarmen zu messen, was menschlich ist.

Woher Goltz ohne weiteres auch für den Ethnographen das Recht zu solcher Strenge ableitet, wird nicht sofort deutlich. Das aber fühlt man gleich heraus, daß sie sowie die zur Willkür reizende Zweideutigkeit der beiden angewandten Maßstäbe: Naturalismus und Formalismus — in ihrer harmonischen Ineinsbildung sollte ja das Ideal bestehen — es verschulden, wenn die Völker allenthalben als unvollendet oder entartet gebrandmarkt die Richtstätte verlassen.

Da die Betrachtung von den barbarischen, d. h. dem Naturalismus in seinem bösen Sinne hingegebenen Völkern zu den zivilisierten Nationen führt, so waltet von vornherein und durch das ganze Buch dieser Begriff in seiner tadelnden Bedeutung als Maßstab vor.

Am schlechtesten kommen dabei natürlich die wilden und halbwilden Völkerschaften weg, die Neger, Kaffern, Südseeinsulaner, Indianer, Tschukten, Jakuten, Ägypter, dann weiter die Türken, Indier, Chinesen. Das Material zu ihrer Charakteristik nimmt Goltz da, wo ihm eigene Anschauung versagt geblieben, aus den Werken vieler der bekanntesten Reiseschriftsteller, meist so wie es ist, herüber, knüpft aber daran kritische Betrachtungen. Diese haben vor allem den Zweck, einem modernen „liebenswürdigen Irrtum", der, von einer Anzahl der zitierten Gewährsmänner genährt, weite Verbreitung in jener liberalen und kosmopolitischen Zeit gewonnen hatte, den Garaus zu machen: dem nämlich, daß der Naturmensch als dem Kulturmenschen ebenbürtig gelten könne, wie die seichte „alle Höhen und Tiefen nivellirende Philanthropie" allzu human und allzu enthusiastisch verkündete. „Die gescheutesten Reisenden, Ethnographen und Menschenkenner lassen sich durch die zeitweilige Liebenswürdigkeit, Naivität und Grazie gewisser Individuen und Nationen täuschen" und wollen nicht glauben, daß hinter der harmlosen Volksphysiognomie sich ein ganz anderes Wesen, Borniertheit, Gemeinheit, Trivialität und vor allem Grausamkeit verbergen können, vor deren plötzlichem Losbrechen man jeden Augenblick auf der Hut sein muß. Ja, wenn aus diesem Naturalismus sogar gewaltig gewachsene Charaktere hervorgehen, wie etwa Don Juan einer war, so zeigt solch ein Muster von Lug und Trug und gefühllosem Egoismus nicht nur, wie ein derartiger Naturcharakter neben einem sittlichen Charakter höchstens ein solcher niederer Potenz genannt werden darf, sondern auch die ganze Minderwertigkeit naturalistischer Tugenden, deren Blüte er darstellt. Die Grenzen der Lächerlichkeit vollends streifen jene gebildeten Europäer, welche Mut und Freiheitskämpfe solcher Barbaren und Halbbarbaren glorifizieren — gemeint sind wohl besonders Neugriechen und Polen —

von denen jeder ein Tyrann ist und niemand dem Gesetze gehorsamen oder auch nur seines Mitmenschen Freiheit respektieren will. Hier liegt eine Verwechselung sittlich ritterlicher Tugenden mit wildem Unabhängigkeitsgefühl vor. (M. L. 303.)

Nein und aber nein! mit allen primitiv natürlichen Talenten, mit allen barbarischen Tugenden und Kulturen ist es eine Täuschung! (M. L. 300.) Der Naturmensch — trotz Rousseau und der Philanthropie — bleibt eine Schande für das Menschengeschlecht; er soll wiedergeboren werden im heiligen Geiste der christlichen Zivilisation, auf daß er auf seine bloß tierische Sinnlichkeit eine sittliche Reaktion übe.

Wenn der Leser nun etwa geglaubt hatte, nach Abkanzelung der Barbaren als Sündenböcke der Menschheit werde Goltz' grimmer Richterblick verklärt sich zu seiner Rechten hin, zu den christlich zivilisierten Nationen wenden, so sieht er sich freilich recht bald um eine Illusion betrogen:

Die Spanier dürfen froh sein, wenn er an ihnen noch etwas Lobenswertes findet: ihre „Gleichgültigkeit gegen äußere Lebensgüter"; sie müssen dafür aber ein „Prototyp eines mit sich selbst zerfallenen verlumpten Genies, das zeitlebens zwischen Stolz und Trägheit kämpft", in den Kauf nehmen.

Am Rande ist des Kritikers Geduld bei den Italienern. Sie scheinen ihn auf seiner Reise durch ihr Land ebenso grausam schikaniert zu haben, wie die Ägypter; brauchen sich darum nicht zu wundern, jetzt als „Urtypen und Ausbunde aller Lumpigkeit, Ehrlosigkeit und Nichtsnutzigkeit" in seinem Buche verewigt zu werden. Dies ganze Kapitel will mit seinen starken Übertreibungen verstanden sein als Protest gegen die romantisch und klassisch schwärmenden deutschen Ästheten und Poeten, welche „trotz ihrer sittlichen Emphase mit einer Epigonenrasse schön tun, deren innerliche Barbarei ihr Kunstgefühl Lügen straft". Ihnen zum „Ärger" spielt er das Thema vom „nicht nur chronischen, sondern welthistorischen Schmutz im Lande der Orangenblüten" in ergötzlichen Variationen auf, schimpft ausgiebig auf die schamlosen italienischen Volkskomödien und deren Hauptperson, den „Schweinhund" Pulcinella, will in italienischen Kirchen von Zauber und Erhebung durchaus nichts verspürt haben und vermag sich die Konversion geistvoller Protestanten unter dem Eindruck römischen Gottesdienstes höchstens als Überdruß an der nordischen Schulvernünftigkeit, Kritik und Unästhetik zu erklären. Als Gegengift gegen sanktionierte Künstlerfaseleien zieht er die Kehrseite der berühmten Charakternaitität und Grandiosität römischer Frauen ans Licht, ihre Beschränktheit und fischblütig-klassische Gefühllosigkeit, die keine Ahnung hat von den Seelenmysterien und den Gemütszuständen einer deutschen Frau. Ja, nicht einmal die harmlose Freude am Wohlklang der italienischen Sprache,

der dem Ästhetiker Vischer einging „wie Rotwein mit Orangen“ glaubt er seinen Landsleuten lassen zu dürfen; vielmehr indigniert sich der Teutone weidlich über diese „weibische weibliche mit lauter Vokalen verbuhlte und verschnittene Sprache, diese Verhunzung der physiognomievollen, markigen Römersprache“. Letzten Grundes ist es eben das Deutsche in ihm, was sich unter den Italienern verletzt fühlt; vor allem deutsche Geradheit! Sie verlangt, daß das Laster ordentlich mit finsterem Gesicht und bestialischen Zügen umherschleiche und ist entsetzt über die Beobachtung, daß in Italien — um „Auch Einer“ umzukehren — das Unmoralische sich von selbst versteht [110]. Dieberei und Verlogenheit stehen als Pfiffigkeit in Ansehen, Faulenzerei wird als dolce far niente gepriesen, Räubertum, Blutrache und jedwede Zuchtlosigkeit der Sinne strahlt in romantischer Verklärung, kurz, ungezügelter Naturalismus geht hier mit einer Grazie und Naivität am hellen Tage spazieren, daß man sich freilich nicht wundern darf, wenn sich die sittlichen Begriffe schönheitsuchender deutscher Reisender verwirren, aber auch nicht, wenn ein von Ästhetik unverdorbener heiler Deutscher in Erkenntnis dieser Gefahr einmal dreinfährt und seinen Landsleuten gründlich sagt, was die Italiener sind: „liebenswürdige ästhetische Hundsfötter sind sie!“

In ähnlichem Tone bekommen die Franzosen — unsere Gedanken gleiten hier wirklich leicht zu Abraham a Sankta Clara — den Text gelesen. Da aber Goltzische Völkerkritik bereits genügend gekennzeichnet sein dürfte, seien daraus nur wenige für ihn charakteristische Einzelheiten hervorgehoben. Er sieht mit Widerwillen in den Franzosen die unpersönlichen Menschen, die man alle kennt, wenn man mit Dreien verkehrt hat. Ihre Sprache ist ihm als ein seelenloser klappernder Phrasenmechanismus unerträglich, ebenso ihr Chamäleonscharakter und ihre Schauspielernatur. Zwischenein macht er zwei auffällige sprachsymbolische Beobachtungen: Der Franzose besitzt das in allen Grundsprachen fast gleichlautende Wort „stehen“ nur in Umschreibungen, weil ihm Sache und Zustand selbst unbekannt sind, weil bei ihm nichts feststeht, weder eine Sitte, noch ein Gewissen, noch ein Kopf auf dem Rumpfe, selbst wenn er ein Königskopf wäre; und daß er auch für den Begriff „Mann“ kein eigenes Wort hat, sondern die Männer schlechtweg „Menschen“ nennt, kann nur daher kommen, weil bei ihnen der männliche Geist nicht nachdrücklich genug entwickelt und prononziert wird.

Wenngleich Goltz französische Urbanität gewiß nicht bloß für äußere Höflichkeit oder Falschheit, sondern für unmittelbaren Ausdruck echter Humanität hält und kein gutherzigeres Volk als die Franzosen zu kennen erklärt, so macht er doch aus seiner gründlichen Abneigung gegen den Franzmann in der Schlußsentenz keinen Hehl: „Einem echten Deutschen wendet sich beim Gedanken an Frankreich das Herz im Leibe herum.“

Zumal wenn er ihrer greuelvollen Revolution gedenkt. Und das sei ihren modernen, sich mit Objektivität brüstenden deutschen Apologeten, den Bewunderern ihrer heillosen Augenblicksleidenschaften gesagt: „Es ist das fadeste Räsonnement von der Welt, die Franzosen mit ihrer Franzosennatur entschuldigen zu wollen, wie wenn der Mensch ein Tier oder eine Pflanze wäre." (M. L. 622.) Wohl lassen sich die Anlagen eines Volkes aus dem Himmelsstrich erklären, und wohl können Laster und Tugenden in seiner Rasse wie in seiner Geschichte naturnotwendig begründet sein. Damit aber ist es nicht frei von Verantwortung für das Werden seines Wesens. Die dennoch dieser Ansicht huldigenden pragmatischen Geschichtsschreiber übersehen bei ihren Rechnungen das natürliche Element, welches jedes Volk weit über jedes nackte Naturprodukt erhebt: seine freie Selbstbestimmung vermöge der Kraft des vernünftigen Geistes. Wenn dieser überwältigt wird durch das sinnliche Rassenaturell, so erkennt man eben daran ein zuchtloses Volk, das sich ohne genügenden Widerstand von den Verhältnissen korrumpieren läßt. „Erst verschulden die Nationen ihre schlechte Erziehung, ihre Fürsten, Literatur, Aristokraten und Pfaffen, kurz, ihre hundsföttischen Geschichten; und dann verschuldet die ganze Teufelswirtschaft den niederträchtigen Charakter der Nation. (M. L. 550.) Wo aber diese Verschuldung ihre Grenze in der Naturnotwendigkeit hat, da ist es Raison, daß der Ethnograph sagt: Dies ist eine gute und noble, das eine gemeine böse Natur; hier haben wir's mit Fischen, Vögeln, Amphibien oder Säugetieren, mit Raubtieren und Affen zu tun."

„So spricht ein gesunder Mensch und Christ zu Christen!"

Es ist hier weder der Ort noch auch zweckentsprechend, unserem Schriftsteller gegenüber die allein berechtigten Grundsätze für die Ethnographie feststellen zu wollen. Goltz kannte sehr wohl die Einwände, die man gegen seine subjektiv wertende Völkerkritik erheben konnte, hat sie aber von vornherin von seinem Standpunkt aus abgefertigt[111]. Zumal war er sich der notwendigen Ungerechtigkeit seines typisierenden Verfahrens bewußt, aber er hieß sein Gewissen schweigen, um der „idealen Wahrheit" willen. Der Autor vereinigt z. B. die an einer Menge Franzosen beobachteten Merkmale auf einen, auf „den Franzosen", zu dem Zwecke, um das ganze Volk mittelst dieses nur in der Idee bestehenden Franzosen ohne Schwierigkeit an einer allen anderen Menschen gemeinsamen Idee der höheren heiligen Idee d e s Menschen messen zu können.

Die Begründung der Notwendigkeit des Messens und Werturteilens überhaupt, die unter der Zeitparole „Objektivität" geleugnet wurde, mutet kantisch an: freilich sind unsere Ideen der Wahrheit, Güte, Heiligkeit, des Rechts, der Kultur und alles dessen, was zum Maßstab dienen kann, weder inhaltlich absolut bestimmbar, noch läßt sich auch nur ihr Existenzrecht beweisen. So sicher jedoch ihre Relativität durch den Verstand

festgestellt wird, mindestens ebenso sicher verbürgen uns Sinne und praktischer Verstand ihr tatsächliches Vorhandensein in uns, und ihre Notwendigkeit im Leben. Wer also etwa die Idee der Vollkommenheit, d. h. die Vorstellung von gut und schlecht, aus Verstandespedanterie aufgibt, und demzufolge als Ethnograph die Völker „nimmt wie sie gerade sind", der verschmäht seinen recht eigentlich menschlichen Vorzug: seine Urteilskraft [112]. Und nicht nur, daß er die Kulturwissenschaft mit der Naturbeschreibung auf eine Stufe stellt, müßte er folgerichtig z. B. eine Ausbreitung europäischer Gesittung nach Afrika für unberechtigt erklären; denn es gibt ja keine vollkommene Zivilisation, die man den naturnotwendigerweise anderen, an sich ebenso berechtigten Begriffen von Menschenwürde und Heiligkeit huldigenden Barbaren aufdrängen dürfte. Zu solchem Unsinn führt jene von dem doktrinär liberalen Zeitgenossen so hochgepriesene „Objektivität". Ihr, als der Verleugnerin der sittlichen Kraft und Freiheit des Individuums, eine gründliche Absage zu erteilen, ihr gegenüber die Berechtigung eines originellen Subjektivismus zu behaupten, kurz „als eine bestimmte Person zu Personen eines kultivierten Staates, einer bestimmten Rasse und Zeit zu reden" (M. L. S. IX), das beabsichtigte Goltz mit seinem Buche in erster Linie. Eine feste Norm also muß der Mensch nun einmal für die Beurteilung der Welt bereithaben, sonst kommt er in dem selbstverschuldeten sittlichen Chaos um.

Doch was soll als Norm für ein Volk gelten? Wir sahen Goltz bemüht, zu zeigen, daß eine Nation nicht etwa eine Addition vieler Einzelwesen, sondern ein dem individuellen analoger Organismus sei: Beide haben die gleichen Entwickelungsstadien nach den gleichen psychologischen Gesetzen zu durchlaufen, beide vererben ihre angeborenen wie erworbenen Eigenschaften in gleicher Weise und müssen nach denselben Grundsätzen erzogen werden. Nicht zuletzt verschuldet es sein Künstlersinn, der die erkannte Idee eines Volkes beileibe nicht abstrakt, sondern nur als Persönlichkeit von Fleisch und Bein vorstellen mag, wenn ihm die Verschiedenheit zwischen Individuum und Volk schließlich ganz aus den Augen entschwindet und die anfängliche Analogie unbemerkt, und nach Art romantischer Naturphilosophen, zur Gleichsetzung wird. Bei dieser Verwechselung kann es nicht wundernehmen, daß Goltz an dem aus seinem subjektiven Denken geborenen also individuellen Ideal des Menschen — das an eigener Stelle dargestellt werden wird — ohne Bedenken nicht nur das eigene Volk, sondern alle Völker mißt.

Es unterliegt keinem Zweifel: Goltz gerät damit wider Willen auf die Wege der ihm so verhaßten alles gleichmachenden Kosmopoliten, was um so widerspruchsvoller anmutet, als er dem ethnographischen Zwecke seines Buches gemäß nicht müde wird, gerade die Charakterverschiedenheit der Volkstypen hervorzuheben. Über diesen Widerspruch kommt man

nicht hinweg; er liegt tief in des Schriftstellers zwiespältigem Wesen begründet: eben noch war Goltz mit seinem haarscharfen Verstande und seinen feinen Sinnen ganz der Untersuchung geringster Unterschiede hingegeben und auf dem Wege, jeder Eigenart gerecht zu werden, da erwacht plötzlich sein starkes tyrannisches Sittlichkeitsbewußtsein und zwingt ihn unter warnendem Hinweis auf die entsittlichende Objektivität, alle die in ihrer bunten Verschiedenheit deutlich erkannten Erscheinungen in das Prokrustesbett eines, d. h. seines, Humanitätsideals zu pressen. So treibt er zwischen Scylla und Charybdis hin und her.

Bei dieser Unverträglichkeit der beiden Haupttendenzen kann natürlich kein rundes Resultat reifen. Der wissenschaftliche Leser lehnt deshalb dies Buch als Ganzes mit Recht ab. Die einzelnen Teile zu loben, bleibt darum niemand benommen. Um ihretwillen begleitete kein Geringerer als Hebbel den „seltsamen Kauz mit Vergnügen auf seinen Kreuz- und Querzügen", und wenn er ihm am Ziel auch den Rücken zukehrt, so rühmt er das Buch doch als eine der interessantesten Erscheinungen des Jahres [113]. Der Völkerpsychologe Moritz Lazarus prüfte es eingehend auf seinen kulturwissenschaftlichen Wert und wählte an anderer Stelle einen Satz daraus, in dem er das Geheimnis der Völkerpsychologie divinatorisch ausgesprochen fand, zum Leitsatz für einen grundlegenden Aufsatz über diese damals neue Wissenschaft [114]. Allgemein stieß das Werk auf großes Interesse, und man nannte es des Verfassers bestes. Niemand freilich wollte es als Ganzes hinnehmen, und jeder Kritiker fand sich gereizt, von seinem Recht, sich über ein nach Geschmack herausgegriffenes halbes Dutzend Folgerungen und unbewiesenen Behauptungen des Verfassers weidlich zu empören, ausgiebigen Gebrauch zu machen [115]. Insbesondere Goltz' Endurteile über die romanischen Völker schalt man grausame Mißhandlungen. Doch staunten selbst die erklärtesten Gegner über die große Fülle furchtloser Einzelbeobachtungen und überraschender Tiefblicke in die Seelen der Völker, sowie über die mit der Skrupellosigkeit des Meisters sicher hingeworfenen Skizzen ihrer Vertreter.

Vor allem hatte man — wie selten ist das bei Goltz — ungetrübte Freude an der Schilderung der Polen und Juden. Er liebt diese seine alten Heimatgenossen mitsamt dem ganzen Schmutze ihres kleinstädtisch-westpreußischen Milieus offensichtlich, und den Bündeljuden im Straßengraben nicht minder als die Dame vom polnischen Adel, „die Spanierin des Nordens". Doch „klebt seine Liebe keine Schönpflästerchen" auf ihre Porträts; nein, er „schießt" ihnen als ihr kernechter Freund unbarmherzig ihre durchaus nicht tadellosen Biographien auf den Kopf, wobei die erschöpfende Kenntnis ihrer geheimsten Herzensfalten durch die Ausdruckskunst lebendig bewegter Augenblicksbilder restlos verwertet scheint. Das sind die reifen Früchte intimer Studien eines halben Lebens. Ihr Wert dauert.

Das Ideal.

Der „Mensch und die Leute“ gab Holtz' weiterer Schriftstellerei die Richtung. Die realistische Zeichnung von Typen wurde fortan seine Domäne. Was sein intuitiv-sicherer Blick, seine feinen Sinne während eines vollen Manneslebens über den Menschen in allen seinen Lebenslagen, Gruppierungen, Ständen, Berufen, unter mehreren Himmelsstrichen gesehen, geahnt, gekostet und erlauscht, was sein rastlos tätiger Verstand an seinen Unterschieden festgestellt und ausgedeutet hatte, damit füllte er noch über ein Dutzend Bände. Er malt[116], skizziert, schildert, bildschnitzt, daguerotypiert, trägt eine Überfülle von Einzelzügen zusammen, zwingt wie ein Kriminalist den Menschen ihr Personale, Nationale, ihre Biographie ab, drückt unausstehlichen Personagen, schiefrigen Charakteren, Taugenichtsen im genialen Stil ihr Signalement ins Gesicht, schreibt den Ästheten ein kräftig Wörtlein ins Stammbuch, reißt dem modernen Sittlichkeitsapostel und dem extrafrommen Christen die Feigenblätter ab, photographiert deutsche Philister en face und en profil, macht Randglossen über die Gelehrten, stellt wie ein Psychiater dem Offizier, dem Bauer, dem Pädagogen die Diagnose, verfaßt eine nervöse Damen-Pathologie, eine Physiognomik des Volkes und nimmt den psychischen Befund des Verstandesmenschen, des Dummkopfes in der Sublimation auf. Das nennt er „exakte Menschenkenntnis“. Mit Objektivität treibt er sie keineswegs. „Man muß die Dinge und Menschen nehmen wie sie sind.“ „Alles kennen, alles verzeihen.“ Solche Parolen der Objektiven heißen ihm „fluchwürdige, schlappe Redensarten“, von Leuten, die innerlich zu schwach, zu leer zum Urteil, zum Entschluß sind, die kein Herz, kein Gemüt, keine Persönlichkeit haben, oder denen der klägliche Rest davon durch des Gedankens Blässe angekränkelt wurde.

Holtz ist ein gewalttätiger Denker! Wohl hat er erkannt, daß die einzelnen Individuen, Stände, Typen sich nach eigenen Gesetzen und durch den äußeren Druck der Verhältnisse entwickeln, daß die Natur die nährende Frucht ebenso wie die Schmarotzerpflanze will, daß in der Kultur der Realist geradeso wie der Idealist Existenzrecht hat, aber man darf der Natur, der Kultur nicht müßig ihren Lauf lassen; des Menschen Geist muß sie kräftig lenken, sie prägen nach seinen Werten, sonst herrschen Natur und Kultur über ihn. Nichts hat an sich seinen Wert, die souveräne

Person bestimmt ihn. Ein Wert, den ich nicht anerkenne, ist keiner. Wort oder Tat erscheint trivial oder geistreich, groß oder klein, erhält Farbe und Wert erst durch die redende und handelnde Persönlichkeit. (G. d. d. G. 161 ff. Fgbl. I 24.)

Darum Persönlichkeit über alles!

Daher nahm Goltz sich das Recht, alles, was in seinen Bereich kam, zu richten nach seinem ureignen persönlichen Ideal, nach dem Ideal, das er um so höher hielt, je weniger er es zu erreichen sich imstande fühlte. Aber es war überhaupt ein so hohes, daß alles Irdische weit unter ihm blieb. So mußte er denn schelten, immerfort schelten, so zum Pessimisten an allem Menschlichen werden.

Worin bestand nun dies Ideal?

In dem, was Goltz in sich schmerzlich entbehrte: in Frieden, in Versöhnung der Gegensätze, aus denen der Welt und des Menschen Wesen sich zusammensetzt:

Die Sehnsucht des unter Halbheiten und Unfrieden seufzenden Menschen hat sich zum Trost ein Ideal gedichtet, an dem die ersten Vorfahren Anteil hatten, und das der Leidende nach dem Tode wieder zu gewinnen hofft: Das Paradies voll lauterer Glückseligkeit! Da ist nichts halb, da fehlt nichts zum Ganzen, da ist alles vollkommen. Die Vorstellung eines solchen „idealen Urzustandes" herrscht in der Bibel und im ganzen Christentum und findet sich in besonderer Ausprägung auch in Schellings Philosophie. Daher und aus eifrigem Bibelstudium kam sie Goltz[109]. Verstandeserkenntnis ist ihm Frevel am Leben. Das lehre das sich auf den Baum der Erkenntnis beziehende Verbot Gottes an sein Ebenbild. Als sich der Verstand emanzipierte, begann das Elend, ward Gottes irdisches Ebenbild entstellt! Die durch den Verstand sich vollziehende Differenzierung, Isolierung, Spezialisierung, kurz Zerbröckelung der Lebensganzheit schuf Einseitigkeit, Unkraft, Disharmonie. Will der Mensch zur Harmonie zurückgelangen, so muß das Viele, Zerstückelte zur Einheit, Einfachheit zurückgeführt werden. Das Urbild der Harmonie ist Gott. Auf Erden kommt ihm am nächsten mit unentwickelten Kräften das Kind, mit entwickelten der Genius, der Dichter, Künstler, Prophet. In diesen stärksten Persönlichkeiten wird die göttliche Versöhnung von Natur und Geist am stärksten und vollkommensten angetroffen. So wird für Goltz nächst dem Kinde die Persönlichkeit zum ähnlichsten Bilde Gottes. Darum soll das Genie unter den Menschen autoritäre Geltung haben, weil es zusammen in sich trägt, was sonst nur vereinzelt vorkommt.

Aber auch ein Mensch von minderen Potenzen vermag Gottes Ebenbild zu verwirklichen, wenn er nicht, vom unrechten Ehrgeiz getrieben, eine seiner Anlagen zuungunsten der übrigen unverhältnismäßig ausbildet, um schließlich statt an die ursprüngliche Harmonie des Kindes zu

erinnern, zur Fratze verzerrt zu werden. Davor bewahrt am besten ein einfacher zufriedener Sinn. Der Erdensohn, der nichts weiß als ein Gebet und nichts erstrebt als ein ehrliches Leben und dabei die Hände keineswegs in den Schoß legt, der erhält sich mit der Kindlichkeit auch den inneren Frieden, der strahlt einen Abglanz des paradiesischen Glückes aus.

Daß diese beiden Ideale, die starke normsetzende Persönlichkeit und das schlichte Kind Gottes ihre Kehrseiten haben, im Tyrannen und „guten Mann aber schlechten Musikanten", das hat Goltz wohl bemerkt und die nötigen Einschränkungen gemacht. Bis zur Eindeutigkeit genau definiert hat er seine Ideale nicht; ihr Schillern foppt uns von Blatt zu Blatt.

Eine besondere Eignung zum Vollzug der geforderten Ineinsbildung von Natur und Geist und aller Gegensätze gesteht Goltz dem Deutschen zu. In seiner Schrift, „Zur Geschichte und Charakteristik des deutschen Genius", bemüht er sich zu zeigen, daß im Deutschen die Talente und Tugenden aller Rassen und Nationen vereinigt sind. Mühselig und kunstfertig ist er wie der Chinese, voll zärtlichen Sinns für das Familienleben wie der Jude, begabt mit der Märchenphantasie der Araber, voll grübelnder Mythentheosophie der alten Inder. Im Deutschen sind ägyptischer Schematismus und indisch-separatistischer Kastengeist versöhnt mit krassestem Individualismus und Kosmopolitismus usw. Kurz der Germane ist der Universalmensch. Diese panegyrische Auffassung erinnert an die Fichtes in den „Reden an die deutsche Nation": „Die Deutschen stellen das Urvolk dar, die einzigen Träger wahrer Kultur. Will die Menschheit ihre Bestimmung erreichen, so wird sie das nur durch die allein dem Deutschen eigene Bildsamkeit . . in allen Dingen vermögen. Wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit!" Wenn wir Goltz dann weiter die „überschüssige leicht gelöste Seele" und „das tiefe Gemüt" als Hauptvorzüge des Deutschen rühmen hören, so wird uns der Boden, auf dem des Autors Ideale gewachsen sind, deutlich sichtbar: Die Romantik! Daher die Vorliebe für die kindliche Einfalt, die man dem deutschen Mittelalter zuschrieb! daher die Proklamation der Souveränität des Genies, und des Rechtes der Persönlichkeit, Wort und Wesen der Dinge durch die Kraft des Gemüts absolut zu bestimmen! Daher die universale Beschaffenheit des Ideals als einer Lebensganzheit und Harmonie!

Eines aber trennt ihn wieder radikal von den Romantikern. Hatten die Romantiker sich über die Kluft zwischen dem Ideal und der engen kleinlichen Wirklichkeit durch Ignorierung der letzteren und Hingabe an phantasiegeborene Welten hinweggesetzt, ja das Leben selbst durch Ironie, Scherz und Spaß in ein ästhetisches Schauspiel verwandeln wollen, so war Bogumil Goltz mit zu starkem Wirklichkeitssinn begabt, um die Welt, wie sie war, ignorieren zu können, und mit zuviel Wahrheitsliebe, um die romantische Lebensstimmung nicht „frivol und grundverlogen" zu finden.

Der Romantiker kokettierte zuweilen nur mit der mittelalterlichen Einfalt, in der Meinung, ohne Schaden für seine subjektive Freiheit sich auch einmal nach Laune gläubig, unfrei, simpel zeigen zu dürfen. Goltz aber war es stets bitterer Ernst um das Ideal des kindlich schlichten Menschen, um die Wiedergeburt der Menschheit durch Zurückträumen in jene erste Zeit paradiesischer Unschuld. Wieder eine Wunderbarkeit! Durch Träumen wollte er ein Ideal verwirklichen! aber nicht durch Träumen allein! Die „Lebensstile aufs geradewohl ins Blaue hinein nach Art des schlappen Wilhelm Meister" machen den Menschen zum Irrwisch. Darum muß dem Träumen und dem poetisch-frommen Gemüt eine sittliche Strenge und eine zugfeste Werktüchtigkeit, dem ora ein labora, das Gegengewicht halten. So allein bleibt man ein „ganzer heiler Mensch". So war es denn recht eigentlich seine tiefernste sittliche Gesinnung, was ihn von der Romantik, deren mystischer Gehalt ihn genährt, trennte.

Ebendasselbe hieß ihn die Jungdeutschen hassen. Sie hätten ihm sympathisch sein sollen mit ihrem energischen Vorgehen gegen „romantische Taugenichtsigkeit und Philisterduselei", gegen den Zopf und leeren Formenkultus, mit ihrem Durst nach Wahrheit und Wirklichkeit, mit dem Ringen nach sittlichen Maßstäben, denen auch die Werke der Kunst unterworfen sein sollten, mit ihrem Schwärmen für die Starkgeisterei der Leidenschaft und dem Bestreben, die Poesie statt im Sphärendunst im Leben selbst anzusiedeln, nicht zuletzt aber wegen ihrer ihm wahlverwandten Zwitternatur, die sie aus des neuen Morgenrots tapferem Wachbewußtsein immer wieder zurücksinken ließ in die süßen Melodien romantischer Träumerei.

Doch die Jungdeutschen — merkte Goltz — meinten es mit dem gefühlvollen Abschiednehmen von der romantischen Gemütswelt nicht ehrlich; sie kultivierten daraus, wie aus dem Ekel an den alten Illusionen, aus der politischen Verstimmung, wie aus der Unbehaglichkeit des Nichtzuhausseseins in der ungewohnten Welt der Wirklichkeit eine pikante Seelen- und Kunststimmung, die sie „Zerrissenheit" nannten, mit der sie „schön taten" und deren „ungeheure Schmerzen" sie ohne Witz und Persiflage nicht ertragen zu können vorgaben.

Das war auch wieder gegen Goltz' Geradheit und Ernst. Schließlich schütteten die Jungdeutschen das Kind mit dem Bade aus, indem sie die Phantasie vom Throne stießen und dafür die Vernunft zu ihrer Göttin erhoben. Das hieß des deutschen Geistes Höhenkultur verraten an ihre Erzfeinde, an die von den Romantikern vor 2½ Jahrzehnten zum Tempel hinausgedrängten Rationalisten. Diese brachten böse Geschenke mit: Die allgemeine Gleichmacherei auf Grund des Rousseauischen Naturrechts, die Mißachtung der Persönlichkeit, der Autorität, die Lehre von der allein seligmachenden Nützlichkeit, die Bildungsphilisterei, die Erziehungswut,

die aufgeklärte Plattheit, welche die Welt für so simpel erklärt, als sie selbst ist, weil sie zu wahrem Erleben unfähig ist.

In dieser Weise entwickelte sich aus jungdeutschem Sturm und Drang der Realismus, die Weltanschauung der puren Vernünftigkeit.

Nun ereiferte sich Goltz: nicht der Gehalt der Romantik sei verderblich gewesen, sondern das frivole Spiel mit ihren Ideen und ihr einseitiger Idealismus habe zur Entartung geführt; der neue nackte einseitige Realismus gebe ihr an Verderblichkeit sicher nichts nach. Beides: den romantischen Idealismus und den Realismus müsse man versöhnen und ineinsbilden[117].

Aber die Entwickelung lenkte nicht zurück, der Rationalismus und Realismus schoß immer üppiger ins Kraut.

Auf den Trümmern der idealistischen Systeme riefen linksstehende Hegelianer zum Sturm gegen alte Idole: Das Vernünftige allein habe Existenzrecht, alles Unvernünftige verdiene Vernichtung. Dann traten die Naturforscher, seit dem Bankrott der dilettantischen romantischen Naturwissenschaft vom Geiste ganz abgekehrt, siegreich mit dem Unternehmen auf den Plan, alle Vorgänge der organischen Welt auf physikalische und chemische Gesetze zurückzuführen. Bald drang dieser Materialismus in die breiten Massen, und die Plattheit nahm so überhand, daß man in den fünfziger Jahren sich für die Lehre der „Herren von Stoff und Kraft“: „das Geistige verhalte sich zur Materie wie die Galle zur Leber, wie der Urin zur Niere“, lebhaft erwärmte. Andererseits gewannen jetzt auch die Herbartianer Boden: sie hatten das Gemüt als „mythologisches Wesen“ abgetan und wandten auf die Seelenlehre Statik, Mechanik, Mathematik an. Seine Vollendung erlebte der Realismus mit Darwins Lehre: Die Arten entwickeln sich durch natürliche Auslese. Das brachte die rein natürliche Lösung eines großen Welträtsels, so daß der „Bildungsphilister D. F. Strauß“ triumphierte: Darwin habe die Türe geöffnet, durch welche das durch Machtspruch der Philosophen und kritischen Theologen schon lange in Abgang dekretierte Wunder, von einer glücklicheren Nachwelt auf Nimmerwiederkehr hinausgeworfen werden würde.

Das alles mußte Goltz erleben, der Herzensidealist, der Mystiker, der Wunderenthusiast! Wer wollte ihm verargen, daß er zum Schwarzseher wurde: Diese Kultur war nach seiner Meinung ein Blendwerk ohne innere Kraft, weil ohne schöpferische Phantasie! Die Künstler erfanden nichts Neues mehr: Die Architekten bauten gotisch, byzantinisch, griechisch, römisch, italienisch durcheinander, und die Dichter, wenn es nicht überhaupt bloß Dilettanten waren, die sich die poetischen Handgriffe angeeignet, trieben religiöse und politische Tendenzen, Formspielerei, philosophische Reflexion und die virtuose Nachahmung alter oder exotischer Stile: der klassischen, altdeutschen, spanischen, persischen, kaukasischen

Poesie, um schließlich im sechsten Jahrzehnt in harmloser Niedlichkeit und Süßlichkeit zu versimpeln.

Einen ebenso zerfahrenen Anblick bot das öffentliche und private Leben dar. Professoren und Literaten produzierten vor wie nach um die Wette die widersprechendsten Staatslehren und „vernünftigsten Systeme" und das plötzlich „mündig" gewordene Volk ließ sich beherrschen von einem tollen Schwarm von Schlagworten: Freiheit, Fortschritt, Zukunftsstaat, Liberalismus, Juste-Milieu, Objektivität, Humanität, Frauenemanzipation, Antialkoholismus usw. Zu dem Ideenluxus gesellte sich vermöge des durch Technik, Seehandel und Industrie erzielten wirtschaftlichen Aufschwunges, zumal in den wachsenden Großstädten, ein beträchtlich gesteigerter Lebensaufwand: neue Genußmittel, Vergnügen, Komforts; dazu die Lust an Bildung, Bibliotheken, Groschenliteratur. Lesevereine, Aufklärung der Massen, Realschulen, encyclopädische Bildung wurden unablässig gefordert und betrieben. Wissensbildung bläht auf. So nannte sich denn auch diese realistische Zeit mit hohem Selbstbewußtsein vorzugsweise die „gereifte", die „intelligente", die „aufgeklärte", wollte nur verständige, ganz prosaisch helle und klug berechnende Menschen erziehen und verlachte Idealisten und Gefühlsmenschen als bedauernswerte Schwärmer[118].

An solcher Vielgeschäftigkeit vermochte Goltz sich nicht zu erfreuen. Ihm stand eine andere Welt vor der Seele, deren Vorzüge: Charakterfestigkeit, einfache Frömmigkeit und biedere Herzlichkeit, er in den Lehrern seiner goldenen Jugend, seinem Vater, dem Prediger Jackstein, dem Professor Lehmann verkörpert sah. Das war die hohe Zeit der Freiheitskriege, in der Idealismus und Begeisterung die Deutschen zu Sieg und Taten geführt hatten.

Wenn Goltz jene große Vergangenheit zuungunsten der Gegenwart zu preisen nicht ermüdete, so darf man ihn deswegen nicht einen müßigen laudator temporis acti schelten, wie viele seiner Kritiker taten. Die Leute die ihren Ehrgeiz darin setzen, ganz frei von Vorurteilen zu sein, d. h. allem Neuen gerecht zu werden und sich mit den neuen Zeiten stets in Einklang zu bringen, diese zeigen damit oft nur ihre Chamäleonsnatur, den Mangel einer sie beherrschenden Weltanschauung und die Unfähigkeit, das einmal für echt und wahr Erkannte fest zu halten und dafür zu leben und zu sterben. Der Weltgeist hatte sich innerhalb der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ganz in sein Gegenteil verkehrt, hätte nun Goltz, der seiner ganzen Natur nach Idealist und Gefühlsmensch war, sich zum Realisten und Verstandesmenschen umwenden lassen dürfen, ja können? Er wäre kein Charakter gewesen! Außerdem hatte er gewiß recht mit der Klage, die neue nervös hastende und lärmende Zeit habe viel sinnige Freude, viel Glück des ruhigen Lebens vernichtet, ohne dem Ge-

müt dafür ein Äquivalent zu bieten. Daß seit Entstehen des sozialen Elends im Zeitalter der Maschinen große Unzufriedenheit und Freudelosigkeit über manche Schichten des Volkes hereinbrach, ist wahr. Recht hatte er auch mit der Behauptung, der „große Zug und Ruck" jener alten Zeit sei verschwunden. Er ist nicht der einzige, der über der „Zeit der Schreier und Schreiber" sich nach Helden, nach frischer Tatenluft sehnte.

Auch ist's gewiß ungerecht, ihm „Verständnislosigkeit gegenüber den großen Ideen und Tendenzen seiner Zeit", ja blindreaktionäre Gesinnung vorzuwerfen. Vermöge der Doppelseitigkeit seines Denkens erkannte er wohl, wieviel gegen „die ehemals übliche Faulenzerei, Unbildung, Träumerei, Gleichgültigkeit für alle Lebensinteressen und politische Stagnation" neuerdings gewonnen sei: „wachsende Begriffe von Menschenwert und Würde, von Freiheit und Recht, von Massenleben, Weltleben und Weltverkehr lassen einerseits eine bessere Zeit erhoffen, da zugleich durch die vervollkommneten Verkehrsmittel, durch Assoziationen, durch Sicherstellung der Individuen, durch Naturwissenschaften und Staatsökonomie eine mehr gesicherte physische Existenz ermöglicht wird." (M. L. 135, 162.) Ebenso hat er die gesteigerte Verstandesbildung und allgemeinere Volkserziehung seiner Zeit hie und da gern anerkannt, ja sogar die Notwendigkeit des neueren radikalen Realismus betont, der als Antithese auf die These des romantischen Idealismus wirkend endlich zu einer gesunden Durchdringung beider Prinzipien und damit zu einer neuen Kultur zu führen bestimmt sei. (G. d. d. G. 329.) Deshalb aber den Zeitgenossen, die sich ohnehin genügend in ihrer eigenen Herrlichkeit sonnten, Weihrauch zu streuen, das dünkte ihm ebenso geschmacklos wie verfehlt. Sollte die Gesundung möglichst bald eintreten, so müßte man ihnen zeigen, wie verderblich und minderwertig das als Allheilmittel gepriesene Extrem der „puren Vernünftigkeit" und des materiellen Sinnes sei, wie der moderne „Ideencancan" und die großartigen Anstalten der großstädtischen Materialisten nur die innere Verworrenheit und seelische Impotenz markieren, wie charakterlos und lächerlich diese ganze papierne Zeit sei, „wo Literaturgötter auf einem Heidelberger Tintenfaß durch die literaturbetrunkene, literaturgeleitete und literaturpolizierte Welt reiten und einem Gott Bacchus imitieren dürften". (G. d. d. G. 280.) (M. L. 32 f.) Dennoch fehle es an nichts so sehr, als an der alten Gottestrunkenheit, am alten Lebenswein, an großartigen Impulsen und starken Charakteren. Woher nahmen diese Menschen, die vor lauter realer Bildung nur gerade „soviel Seele hätten, daß das Fleisch nicht faule", das Recht, so ungeheuer groß mit ihrer herrlichen materiellen Kultur zu tun? Man mußte ihnen gründlich die Wahrheit sagen, daß es ein Hohn sei, statt die eigene Unfertigkeit einzusehen, „Volksreife und Volkssouveränität" zu proklamieren, während die gebildeten Schichten noch in der trostlosesten Mauser begriffen

wären, so daß sich nicht einmal erkennen lasse, ob den „Zukunftsmenschen" Haare oder Schreibfedern wachsen und ob das neue Fleisch und Blut vielleicht aus Makulatur und Tinte bestehen werde. (G. d. d. G. 386.)

Solche Vorwürfe treffen vorzugsweise das Jahrzehnt nach den deutschen Revolutionen, als auf Begeisterung und Rausch mit der einsetzenden Reaktion tiefer Ekel an den gehabten Illusionen und der schrecklichste „Katzenjammer" die Deutschen ergriff, als „kein Prophet mehr geehrt" wurde, als man, des höheren Schwunges bar, in der Stickluft eines religiösen Indifferentismus sich stumpf und dumpf den Zwecken des Alltags und des Geldbeutels hingab, und als mit dieser Depression das Großsprechertum der Literaten und Journalisten in seltsamem Widerspruch stand. Den Menschen dieser Zeit, die trotz ihres Fortschrittes auf vielen Gebieten der materiellen Kultur, voller Unzufriedenheit mit sich und der Welt sich Schopenhauers Quietismus und Pessimismus in die Arme zu werfen eilten, suchte Goltz klarzumachen, was ihnen vor allem not tat: neuen Lebensmut und Herzensfrische zu schöpfen aus dem Quickborn, den jeder in sich trägt, der aber allzu lange von Bildungswust und den materiellen Zwecken verschüttet gewesen, aus den Tiefen des persönlichen Gemüts! Den Kräften des Herzens sollte man gegenüber, ja vor denen des Intellekts endlich wieder die gebührende Pflege zuteil werden lassen.

Goltz als Rhapsode.

Die Welt durch die eigene Frische und Kraft, durch den Witz seines Herzens zu erquicken, war von jeher Goltz' Ziel gewesen[63]. Bücher schreiben — das merkte er bald — konnte dazu nur als ein klägliches Ersatzmittel dienen. „Was man vom Maul weg ganz natürlichermaßen sagen kann, das kann man nimmermehr so schreiben; und so schmiert man denn einen Bogen voll und hat immer noch keinen Tropfen Blut vom Herzen gezapft. Herr mein Gott, wenn ich meine Liebe und mein Leid aussprechen soll, so muß ich mit dabei sein, und meine Privatgesichter dazu schneiden, und meine Gestus machen, das ist die allein verständliche und lebendige Interpretation für die verdammten Redensarten!" (Vgl. I 333.) Freilich muß man von seinen Büchern sagen, daß sie den Lesern nichts geben, was nicht schon keimhaft in ihnen gelegen. Dieses wird dann gewaltig aufgeregt und entfaltet. Jedoch jemand durch klug berechnete Beweisführung und captatio benevolentiae vom entgegengesetzten Standpunkt zum eigenen herüberzuziehen, dazu mangelte diesem Kraftgenie die Fähigkeit ebenso sehr wie die Lust. „Und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt!" Solche Sturmabsicht war mit stummen Druckbuchstaben nicht immer sicher auszuführen. Der Leser wirft das Buch in die Ecke und der Sturm ist abgeschlagen! Hatte aber der gewalttätige Mann sein Publikum leibhaftig vor sich, dann gab's kein plötzliches Entrinnen. Kaum hatte der Hörer die unter dem ersten Branden Goltzischer Bilderfluten und Gedankenstürze verlorene Fassung halbwegs wiedergewonnen, so fühlte er sich von immer neuen Tönen des wunderbaren Redners gefesselt, staunte immer wieder, ist interessiert und gibt sich schließlich gefangen. Nur den allzu Zarten, den Verehrern der klassischen Form, den Ästheten, behagte er in keinem Falle. Einmal geriet er im Salon der Frau Lina Duncker über einen ihn besonders verhaßten verstorbenen Schriftsteller in einen wahren Wutanfall. Jeden gegen ihn geschleuderten Satz schloß er mit dem Refrain: „Haut den Kerl aufs Gerippe!" Der Ästhetiker Adolf Stahr — derselbe, den Gottfried Keller zusammen mit dessen Frau, der Romanschriftstellerin Fanny Lewald, als „vierbeiniges Tintentier" charakterisiert — schien sich, von Goltz' Wortorkan gepeitscht, gleichsam in Schmerzen zu winden. Mit der Miene eines der Ohnmacht nahen Menschen flüsterte er zu Frau Duncker neben ihm: „Nachbarin, euer Fläschchen!"[119].

„Wenn ich mein Genüge haben soll, muß alles Feuer und Fett sein und ich selbst zum Schornstein hinausfliegen.“[120]. Diese Art Geistestyrannei von jeher in Bekanntenkreisen und literarischen Salons gewohnt, ging Goltz recht bald zur Wirkung auf das weitere Publikum im Vortragssaal über.

Der Rhapsode eigener Werke war damals keine neue Erscheinung. Der Possenreißer Saphir vor allem hatte in modernen Zeiten diese Form der literarischen Unterhaltung beliebt gemacht. In England führten Carlyle, Thakeray, Dickens als „Lekturer“ sich und ihre Geisteswerke dem Publikum vor, und in Deutschland gewannen in ähnlicher Weise Popularität: Tieck, Jordan, Karl von Holtei, Palleske, Alexander Jung, Rötscher u. a.[121]. Unter diesen galt Bogumil Goltz als das seltsamste Original. Seit 1852 sehen wir ihn als wandernder Rhapsode zuerst durch die preußischen Provinzstädte, dann durch fast alle deutschen und österreichischen Gaue ziehend Triumphe feiern[122]. Eine Menge Berichte, zum Teil aus namhaften Federn, liegen darüber vor. „Seine Garderobe erinnerte an einen Professor aus der ehrwürdigen Zeit, wo Lessing, als er tanzen und fechten lernte, sich gegen seinen Vater weitläufig darüber verantworten mußte; der Frack schien ein uraltes Erbstück zu sein, und ein weißes Tuch, bis über das Kinn hinausgebunden, vollendete den urväterlichen Eindruck“[123]. „Seine große, wuchtig auftretende, sich leicht vorgebückt haltende, breitschulterige Gestalt, sein Kopf, die energisch gezeichneten Formen des glattrasierten Gesichts, seine ganze Erscheinung ließen noch immer viel eher den Landwirt, als den Schriftsteller in ihm vermuten. Die dichten Brauen pflegte er nach der Nasenwurzel hin scharf und mit dem Ausdruck zorniger Entschlossenheit zusammenzuziehen, den dünnlippigen Mund nach beiden Ecken hin zu zerren. Die kleinen grauen, tiefliegenden Augen blitzten und sprühten aus dem Schatten der überhängenden Brauen hervor, wenn er zu sprechen begann und seine Rede im unverfälschten westpreußischen Dialekt . . . fesselos dahinflutete“[124].

Wütendes Rasen, wie damals in Frau Lina Dunckers Salon war keineswegs sein einziger Ton. Den wandte er mit Vorliebe nur im Privatkreis unter extra zart besaiteten, seiner Meinung nach blasierten und eingebildet kranken Menschen an, um sich für den Ärger, den ihm ihr Wesen bereitete, grausam zu rächen. Im Vortragssaal ließ Goltz ein Programm in buntwechselnden Stimmungen hören. Da sprachen aus ihm schnell nacheinander die vielen Personen, die in ihm waren: der Possenreißer und der ernsteste Zeitprediger, der traumverliebte Romantiker und der scharfsichtige Satyr, das herzlich sich freuende Kind und der polternde Grobian, der den feinsten Damen in den Logen über ihre Schwächen die Wahrheit sagt. Und jede dieser Personen gewann blitzschnell ihren rechten Ausdruck in des Redners Physiognomie, nicht in einstudierten

Schauspielergrimassen, sondern in naturgewachsenen wahren Goltzschen Gesichtern, von denen das oben von L. Pietsch gezeichnete zornige an Echtheit vor den anderen nichts voraus hat. So ließ er seine Hörer den ganzen Goltzschen Mikrokosmos, das ihm selbst so dunkle Wunder seiner eigenen Person erleben.

Was ferner seinen Vorträgen eigentümlichen Reiz verlieh, war sein Stil. Man zögert, diesen kunsttechnischen Ausdruck auf Goltzische Produkte anzuwenden, denn sie haben mit Kunsttechnik wenig zu tun. Goltz haßte die „vermaledeiten Stilstreber" gründlich, die Worte und Sätze nach Regeln der Kunst formulieren, die ihre Wahrheiten immer nur graziös und gemessen darbringen wollen und mit ihren ewigen Haushalten und der fingerfertigen Ökonomie doch nur ihre Geistesarmut verdecken. (G. d. d. G. 172.) Seine Form hatte sich ohne besondere Pflege zusammen mit seinem Geiste natürlich entwickelt und paßte ihm Falte auf Falte, Strich auf Strich. Sie war keineswegs Produkt schriftstellerischer Bemühungen. Drum kam sie in seinen Büchern auch nur mangelhaft zur Geltung. Goltz' Schriften sind notierte rednerische Improvisationen[125], die zu ihrem rechten Leben erst auf seinen Rednerlippen auferstanden. Hier offenbarte sich seine echte Künstlerphantasie, die immer zuerst das Bild hat und daraus den Gedanken zieht. Hier ließ ein Mensch, der — mit Hamann — scharfen Blickes die ursprüngliche Bildlichkeit der Sprache erkannt und seinen Ohres die symbolischen Naturlaute in ihr vernommen hatte, all das was in der inneren Welt der Sinne nach äußerem Dasein schrie, unmittelbar, ohne es nach zünftiger Literatenart vorher zu Begriffen abklären, d. h. bis aufs Gerippe vertrocknen zu lassen, in sinnlichen, oft selbst geschaffenen Worten „Fleisch und Blut werden".

Als einfache Probe für seine sinnliche Ausdrucksweise auf komischem Gebiet diene dies: „Das Brett stellt sich dumm zum Nagel, der Brettnagel dumm zum Hammer; aber jeder Hammer heißt „Muß"; und diesen Namen muß auch ein Nagel respektieren. Der Hammer redet ihm mit jedem Schlage besser zu, trifft ihn immer besser auf den Kopf und so weiß auch das Brett zuletzt nichts Besseres zu tun, als sich dem Balken anzufügen." (M. L. 111.) Kürnberger meint: „Mit seiner Sinnlichkeit ist Goltz alles Wissen dieser Erde gegeben. Mit seiner Sinnlichkeit schaut er den Dingen ins Herz, an deren Oberfläche wir uns müde geschaut, er restauriert die nachgedunkelte und staubblinde Schöpfung, macht sie wieder neu, jung, frisch und lebendig, er ist wie Adam im Paradiese, als ihm Gott der Herr alle Tiere der Erde vorführte, damit er sie mit Namen benenne! Wie geistreich benennt er sie! Es sind die Empfindungswörter der Natur, nicht die Begriffswörter der Bücher!" [126].

In jener Zeit, als das Heer der Zeitungsschreiber mit Entwerten der Worte, mit der Fabrikation inhaltsleerer Phrasen der Sprache be-

reits viel Schaden getan hatte, als man schon darüber klagte, daß die Sprache nur noch um die Dinge herumzugehen vermöge, so nichtssagend sei alles Sagen geworden[127], mußte Goltz' urkräftige Sprache wie ein Labsal erscheinen. Niemand vermochte sich so stark und so fein zugleich mit allen persönlichen Imponderabilien auszusprechen. Er war der vollkommene, glühende „Virtuose seiner selbst".

„Wie er da vor uns steht, anfangs die einzelnen Blättchen seines Concepts schnell durch die Hand schlüpfen läßt, dann meisterlich alles vom Blatt spielt, jetzt aber völlig frei sich bewegt, zur höchsten Höhe hinaufsteigt. sie erreicht, die tiefsten Tiefen der Evidenz unter dem Wetterleuchten aber auch Einschlagen seines Genieblitzes bloßlegt, Goltz ist ein Rhapsode und Poet im umfassendsten Sinne des Wortes. Und doch wird bei ihm, der einen solchen Schatz von Erfahrungen besitzt, alles wie vom Augenblick geboren. Er spricht über das Volkslied, über das Märchen, über die Königsgräber Ägyptens ohne gelehrte Citate, er verschmäht alle Zutat, er spielt auf der G-Seite des Moments, und doch vernehmen wir die Skala des Weltganzen vom Naturlaut bis zu den Zuständen, Sitten, Verschrobenheiten, Einzelzügen, Nacht- und Lichtpartien der Gesellschaft, der Nationen, der Stände, der Geschlechter, der Lebensalter, der Individuen. Wie wir den stattlichen Herrn da vor uns sehen, wir könnten ihn mit dem römischen Profil seiner Nase, mit seiner eigentümlich geschlungenen Halskrause für einen italienischen Abbate halten, aber nein, seine hohe kontemplative Universalstirn, sein durchtriebener jokoser und dennoch metaphysischer Humor, der ihm aus den Augen blitzt, sein lächelnder Dichtermund, der die ergötzlichsten Geschichten, noch bevor er spricht, ausplaudert, sie verraten den Deutschen von Kopf und Herz, der sich aber auf Polen und Polinnen, auf Russen, auf Juden, auf Moslemins, auf Franzosen, Italiener, Engländer, Holländer und alle Rassen versteht, wie in dieser ausgeprägten Originalität noch nie ein Autor"[128].

Weitere literarische Tätigkeit.

Die letzten zwölf Jahre von Goltz' literarischer Tätigkeit förderten keine solchen Treffer mehr wie das „Buch der Kindheit“ und „Ein Kleinstädter in Ägypten“ es gewesen. Neben der bereits geschilderten realistischen Schilderung von Typen der Gesellschaft und des Volkes pflegte er die Weltweisheit und Lebenskunde in Form von aphoristischer Popularphilosophie. Wesentlich Neues steht in diesen letzten sich untereinander ähnlich sehenden Büchern nicht mehr. Es sind Sammlungen von Maximen, kriegslustige Feuilletons: ein fortwährendes Kreuzfeuer von Geistesfunken. Wohl ist der Ausdruck noch gerade so schlagkräftig und lebendig, wird sogar, ebenso wie seine Handschrift, immer klarer, doch macht sich die Nörgelei an den Dingen der Gegenwart oft allzu aufdringlich bemerkbar. Nicht minder ärgerlich und peinlich erscheinen immer häufiger mehr oder weniger wörtliche, ja kapitelweise Wiederholungen aus früheren Schriften. Goltz hatte sich im siebenten Jahrzehnt seines Lebens ausgeschrieben[129]. Das bezeugen auch zwei nachgelassene nicht zum Druck gelangte Novellen: „Paradiesesleben im Winkel“ und „Unverschuldete Erlebnisse einer jungen Dame“[130].

Lebhaftes Interesse erregten beim Publikum nur noch die als Ergänzungen zu „Der Mensch und die Leute“ gedachten, schon 1859 verfaßten Studien „Zur Charakteristik und Naturgeschichte der Frauen“ und „Die Deutschen“.

In dem letzteren Buche empfiehlt er den im Realismus entarteten Zeitgenossen: ihrem Sinne für das Praktische und Materielle ein gleiches Teil jenes christlich-germanischen Idealismus', der in den Freiheitskriegen lebendig war, zuzusetzen. Dann werde eine gesundere Generation entstehen. Der Verfasser feiert den reichen deutschen Genius durch einen Kranz von Essays über deutsche Sprache, Sprichwörter, Volkslieder, Volksmärchen, Familienleben, Gemüt, Humor, jedoch nicht ohne ihn durch Vorhaltung auch seiner Miseren und Malheurs, seiner Ungrazie, gemütlichen Wiederkäuerei, Philisterei und Literaturwut vor Dünkel zu warnen. In einer Reihe von Kritiken über Luther, Jacob Böhme, Friedrich II., Herder, Lessing, Schiller, Goethe zeigt Goltz, daß er die zur Würdigung fremder Individualitäten notwendige Fähigkeit der Selbstentäußerung nicht besitzt; er zitiert die Männer vom deutschen Genie vor sein

Forum, inquiriert, inwieweit sie Herz und Verstand, Idealismus und Realismus zu versöhnen verstanden haben, und fällt daraufhin ohne Gnade das Urteil. Geradezu klassisch dagegen darf das Kapitel über den ihm wahlverwandten Jean Paul, seinen Geistreichtum und seine Geschmacklosigkeit, genannt werden; das ist stellenweise tapferste — Selbstkritik!

Die „Naturgeschichte der Frauen" versucht Goltz keineswegs „wissenschaftlich" zu ergründen; da habe die neue Wolken- und Wetterwissenschaft, meint er, doch weit mehr Aussicht auf Erfolg. Nur „taxieren" will er die Frauen. Man muß gestehen: Auf diesem Gebiete zeitigt die Methode „Aufungefähr" plausiblere Resultate als sie die wissenschaftlich exakten Schriftsteller und Schriftstellerinnen erzielen. Während diese das psychologische Experiment und die Entwickelungstheorie anwenden, zerfließt ihnen der Unterschied zwischen Mann und Weib unter der wissenschaftlichen Brille und sie kommen zu dem überraschenden — doch nicht selten auch gewünschten — Resultat: Mann und Weib unterscheiden sich nicht wesentlich. Darf aber — fragt Goltz — ein Mensch mit gesunden Sinnen an dem Unterschiede zwischen Mann und Weib zweifeln? Er erlebt ihn täglich lebhaft! So gilt auch Goltz der Gegensatz zwischen den beiden Geschlechtern für selbstverständlich, und er erklärt ihn für einen konträren nach Analogie der Polarität von Natur und Kultur. Die Frau wird hierbei mit der Natur verglichen, ihre Tugenden und Laster sind elementarisch wie die Eigenschaften und Kräfte der Natur. Ergänzen sollen sich Mann und Frau, nicht assimilieren! Da geht es natürlich den „Emanzipirten", den „Blaustrümpfen" recht schlecht. Die liebevolle, im Hause waltende Frau erhält die Palme; doch läßt Goltz ihre Freude darüber nicht ungetrübt, vielmehr entlädt er den sein Lebenlang aufgespeicherten Unmut über die Schwächen der Frau, über ihre Wetterwendigkeit, Inkonsequenz, Verstellung, Geiz, Hochmut, Grausamkeit, in den unhöflichsten „Denunziationen". Er benimmt sich dabei bald als geistreiches Enfant terrible, bald als schonungsloser Illusionenmörder. Er kennt auch die feine, gebildete Frau, doch bleibt sie ihm eine verehrte geheimnisvolle Ausnahme. Ein Mangel des Buches ist, daß es den durch die sozialen Umwälzungen aus dem Gehege der Familie in den wirtschaftlichen Kampf gedrängten Frauen — deren gab es damals schon genügend — keine Beachtung schenkt. Trotz dieser und anderer Schwächen wird man zugeben, daß Goltz bedeutende Blicke nicht nur hinter die Kulissen, sondern auch in die Tiefen der Frauenseele getan hat[82].

Goltz im Urteil der Zeitgenossen.

Die Kritiker wußten nicht recht, was sie aus Goltz machen sollten: die Konservativen sagten, er sei kein Christ, und die Demokraten, er sei reaktionär; die Gutmütigen hielten ihn für „jedenfalls etwas durcheinander“[131] und die Böswilligen für einen Querkopf und Hysteriker. Die schwere Mühe, in seine Gedankenwelt einzudringen, nahmen sich äußerst wenige. Die Oberflächlichkeit und gelehrte Ratlosigkeit griff wie gewöhnlich zu Vergleichen; ein ganzes Heer von Männern mußte dazu herhalten: Abraham a Sankta Clara, Hamann, Hippel, Lichtenberg, Möser, Lawrence Sterne, Turnvater Jahn, Democritos-Weber, Carlyle, Dickens, Emerson, Michelet, Zacharias Werner, Iffland, Brentano, Grabbe, Scherenberg, W. H. Riehl, Multatuli, Hansjacob, Peter Hille usw. Doch mit solchen Vergleichen, die ohnehin immer gewalttätig, zu kurz oder zu lang ausfallen, war meistens nicht viel mehr gesagt, als daß, wie andere, auch Goltz ein origineller Sonderling oder ein Kraftgenie sei. Die lachlustigen Mengen, die seine Vorlesungen stürmten, schätzten ihn in erster Linie als ihren Spaßmacher oder höchstens als seltsamen Propheten, dessen grandiosen Idealismus man sich zur Abwechselung einmal gefallen ließ. Wenn man hört, daß vor allen anderen die Phaiaken an der Donau ihm die stürmischsten Ovationen darbrachten, daß die französischer Grazie von je holden Wiener Damen sogar den lieblichen Causeur, Dumas den Älteren, im Stiche ließen[132], um sich von dem hahnebüchenen Westpreußen Grobheiten über ihr eigenes reizendes Geschlecht sagen zu lassen, so kann man sich vorstellen, was Goltz die allgemeine Gunst verschaffte: es war die „feine Hetz“, die es gab, wenn der Humorist mit bizarrster Wortakrobatik den lieben Mitmenschen karrikierte und in den drolligsten Situationen vorführte. Nur der in anderen Momenten aus dem Munde des silberhaarigen ehrwürdigen Laienpredigers bebende mystische Ernst hielt sie ab, ihn als „neuen Saphir“ zu preisen.

Mit Goltz' Humor ist es ganz eigentümlich bestellt. Er stellt gern den barocken Scherz dar, den die Natur z. B. mit dem im Nu ans Fenster gezauberten Eisblumen, den ein reicher Geist durch die stürzende Fülle phantastischer Gedanken und Worte treibt. In solchen „crystallisierten Winterhumoren“ und in Gallimathiasscherzreden offenbart sich das Bedürfnis der Natur und des Menschen, sich im Übermut über die Mangel-

haftigkeit der eigenen Bildung und Verstandeskräfte lustig zu machen. Über derart barocken Humor metaphysischen Gepräges, von ihm selbst „Gemütswitz" genannt, verfügte Goltz, nicht aber über jenen vollkommenen Humor, der lächelnd der Welt ihre Armseligkeit verzeiht oder auch nur über jenen, der bei Kalamitäten sich auf gut Wienerisch zufrieden gibt mit einem: „Ja, da kann man halt nix machen!" O nein! Goltz ist durchaus nicht geneigt, klein beizugeben, wo er nichts ändern kann: „Ein Schauspieler", äußerte er sich einst gegen Hamerling[133], „ist ein schamloser Lump, ein Mensch, der seine Eingeweide dem Publikum vorzeigt!" Da antworten die Leutchen: „Ja, es muß doch auch Schauspieler geben!" „Nein", sage ich, „in des Teufels Namen, es muß keine geben! Und wenn ich sage: Eine Tragödie ist im Grund der krasseste Unsinn, den man sehen kann, so meinen die Leute ebenfalls ganz erschrocken: es müsse doch auch Tragödien geben! Nein! es muß nicht, es muß durchaus nicht!" Hamerling hat solch wütendes Betragen als nutzlos gerügt. Es fragt sich: gehört nicht für jeden starken Charakter ein gut Teil Galle und Entrüstung? Mancher stärkt sich und anderen damit das Rückgrat! Freude hatte man jedenfalls allgemein an Goltz' ungefüger Rücksichtslosigkeit. Wem's über den Spaß geht, der hat das Recht zu fluchen — wohl gemerkt, wenn er dazu das Zeug hat. Im Fluchen steckt ein Segen! Das empfanden auch in jenen „theezahmen glacéhöflichen Tagen" viele, die den „Nipptischgeschmack" der Zeit satt hatten, viele auch, denen bei dem Materialismus ihres Kopfes nicht wohl ums Herz werden wollte. Diese[134] begrüßten den grobkörnigen Idealisten, der nicht klein zu kriegen war, als einen „Erlöser von der herrschenden Nüchternheit, Charakterlosigkeit und Gleichmacherei", als einen Befreier von der Last, mit der das Gefühl des Epigonentums die Deutschen drückte, als einen erquicklichen Prachtmenschen unter den unzähligen unterschiedslosen literarischen Physignomien der Zeit. Hören wir F. Kürnberger: Goltz ist ihm eine literarische Herzenssache! „Nie hat ein Mensch stärker empfunden, eigentümlicher gedacht, selbständiger gelebt als der Mann, der da hervorbricht aus den Wäldern und Moorgründen Ostpreußens, wie der fabelhafte Elch, der Urhirsch in der Waldnacht von Bialystock, wo er als Rest einer untergegangenen Riesenwelt nur noch in wenigen Exemplaren ins neunzehnte Jahrhundert hineinlebt."

Einem solchen Menschen verübelte man es natürlich nicht, wenn er den Salonton verletzte. Seit die Jungdeutschen die urbane romantische Ironie durch das Ungestüm der revolutionären Rede ersetzt, hatte Sankt Grobianus viele talentierte Jünger. Die Grobheit wurde wieder einmal literaturfähig. Heinrich Leo traktierte die „Canaille des materiellen Interesses" mit literarischen Fußtritten, und Schopenhauer schalt Hegel den „Mann mit der Bierwirtsphysiognomie". Ähnliches leisteten Joh.

Scherr, Friedr. Th. Vischer, Fr. Chr. Schlosser und die deutschen Philologen. Gegen Goltz' Virtuosität im Schimpfen sind sie alle Waisenknaben. Sogar Schule hat er darin gemacht: Melchior Meyr sucht ihn in den „Gesprächen mit einem Grobian" noch zu übertrumpfen[135].

Lebensumrisse.

Es erübrigt sich, zur Vervollständigung des Bildes noch einige Charakterzüge und Taten seines Lebens — dessen Darstellung mit Beginn seiner Schriftstellerei abgebrochen wurde — skizzierend nachzutragen. Goltz selbst hat Kindheit, Jugend und Landwirtstätigkeit als Kern seines Lebens bezeichnet. So viel mehr er auch im letzten Drittel seines Lebens nach seinem Hervortreten aus der Golluber Einsiedelei äußerlich erlebte, so ehrenvoll und ereignisreich seine Rhapsoden-Wanderungen sich auch gestalteten, so ungewöhnlich viel bedeutende Männer er dabei kennen lernte und so vieler Herren Länder er sah und studierte, — all das hat sein Fühlen und Denken wesentlich nicht mehr zu beeinflussen vermocht. An seiner metaphysischen Grundansicht von der Göttlichkeit des Alls hielt er unerschütterlich fest. Kindheit, Jugend, Mannesalter, heißt es, entsprechen den drei Perioden der Philosophie: Glauben, Metaphysik, kritisches Forschen. In diesem Sinne blieb Goltz immer ein Jüngling, der das uninteressierte Interesse des kühl sachlich gestimmten Forschers als Knauserei mit dem eigenen Selbst, als Feigheit und Herzschwäche mißachtend, nie müde ward, mit allen ihm neuen Dingen leidenschaftlich um ihre „Seele" zu ringen.

Da solches Bemühen nur eine Ergänzung seines Wissens von der Welt, keine Weiterentwickelung seiner Gesamtanschauung bedeutete, so dürfen wir uns jetzt kurz fassen:

Hatte Goltz die kräftigsten Entwickelungs- und Mannesjahre in Einsamkeit zugebracht, so begann er um die Zeit, wo andere sich zur Ruhe setzen, ein hastendes Wanderleben, teils um seine Manuskripte bei Verlegern abzusetzen, teils um in fremden Ländern, Ägypten, Italien, Frankreich, England, Algier, Stoff für seine Schriftstellerei zu suchen, teils um Vorlesungen zu halten.

Gelderwerb wurde für den Fünfzigjährigen eine bittere Notwendigkeit. Die beim Verkauf Lissewos ausbedungene Lebensrente von 400 Talern wollte seit seinem Umzug nach Thorn 1847 durchaus nicht mehr ausreichen. Die Reiseunkosten waren hoch, aber die Verlegerhonorare lange nicht so bedeutend, um ihm und seiner durch zwei Pflegetöchter vermehrten Familie eine sorgenfreie Zukunft zu sichern und obendrein noch die Unterstützung bedürftiger Verwandter nach Herzenswunsch zu ermög-

lichen. Er nahm Gymnasiasten als Pensionäre in sein Haus auf, das warf nicht viel ab. Erlösend für seine zuweilen verzweifelte Vermögenslage war der Gedanke, sein Rednertalent als wandernder Rhapsode wirtschaftlich auszubeuten. Unterdes hatten gute Freunde den preußischen Kultusminister von Ladenberg und dann dessen Nachfolger von Raumer für ihn zu interessieren gewußt[136]. Goltz hielt die Fühlung mit der Regierung fest, konnte das aber auch mit gutem Gewissen, da er, königstreu von Jugend an, die „Rebellerei der Märzhelden" haßte und für ein patriarchalisches und gemütvolles Verhältnis zwischen Landesvater und Untertan sich erwärmte. König Friedrich Wilhelm IV. las seine Schriften gern, fand Gefallen an dem geistreichen Manne, dessen konservativ-romantische Ideen durchaus nicht althergebracht und amtlich abgestempelt erschienen. Als „freisinnigen" Schriftsteller, dessen Wirken „für die Sittlichkeit des Volkes förderlich" sei[137], wurde er der staatlichen Unterstützung für würdig erachtet. Er trug sich eine Zeitlang mit dem Plan, den in jener realistischen Zeit besonders beliebten Realencyclopädien mit einer umfangreichen „Idealencyclopädie", welche die Dinge der Welt sub specie aeterni behandeln sollte, die Spitze zu bieten. Dies Unternehmen, für welches Verleger nicht zu haben waren, zu fördern, sah sich allerdings der Minister nicht in der Lage, schlug ihm dagegen die Leitung einer neu zu gründenden konservativen Zeitung „Reform" oder eine Wirksamkeit an der Berliner Universität als Doctor legens (ohne Prüfung) vor. Beides lehnte Goltz ab. Schließlich 1856 wurde ihm ehrenhalber eine Jahrespension von 300 Talern verliehen[138]. Dieses Stipendium, zumal es nur immer für je drei Jahre gewährt werden konnte, erlöste ihn jedoch nicht von aller Sorge. So mußte denn auch der vorgeschrittene Sechziger noch die schweren Strapazen des Reisens auf sich nehmen und unter „unsäglichen inneren Qualen" seine Vorlesungstätigkeit fortsetzen[139]. Als er endlich ein bescheidenes Vermögen zusammen hatte, das ihn vor dem Darben im Alter schützte, und als zuletzt auch noch die Schillerstiftung[140] ihm eine kleine Unterstützung zukommen ließ, da ging es mit ihm zu Ende.

Doch betrachten wir zuvor noch den Lebenden in seinen „privaten Lebensarten!"[141].

Des öfteren boten sich ihm Gelegenheiten, den Armseligkeiten des polnischen Grenzlandes für immer den Rücken zu kehren, um in geistig regsameren Umgebungen, in Königsberg, Danzig, Berlin, München und wohin ihn sonst seine zahlreichen Freunde riefen, eine angesehenere Stellung einzunehmen. Aber er widerstand, zu tief wurzelte seine Seele in der lieben heimatlichen Erde, um sich je von ihr trennen zu können.

Außerdem wußte er sich gut unter seinen Kleinstädtern einzurichten. So oft es ihn gelüstete, sich über philosophische und literarische Dinge auszusprechen, fand sein beredter Mund an einer abendlichen Tafelrunde

Geliebte Paula
u Pflegetochter

Deine Seele läuft u trippelt u drückt
u redlich hinter meiner dicken Seele
wie ein Hündchen allenthalben hinterdrein
aber es ist ein [illegible] süßes Kind — ein neues
u neunzig kluges [illegible] — ein Prachtstück
[illegible]. ein ideal normales [illegible] — muß
aber von Zeit zu Zeit einen Zank haben
wenn sie nicht zu sehr [illegible] u allen
Menschenfreunde . gewiß werden solle
Ich habe schon kräftig drohen müssen
und den Stock auf den Kopf — sie hat
mir aber schon die Rangordnung abgemerkt
[illegible] wäre aber unnatürlich wenn das
liebe Kind artiger wäre — sie ist so
wie ein [illegible] rechtes Menschenkind sagen
soll — ~~häufig~~ voller Tabakstöne u Geschichten
u ~~[illegible]~~ Mäuschen haben u sehr so klare
sie ist schon eine Unterhaltung von [illegible]
~~[illegible]~~ [illegible] u [illegible]

Das Kind hat nur einen Fehler, den daß es nicht mein u. meiner Frauen Kind ist – so muß man dem armen Kind u. der [illegible] – Bilde uns Gott will – Ich reise den 15ten d. M. nach Berlin – u. [illegible] Euch herzlichst Lebewohl – Gott mache dich gesund u. helfe Euch Allen –

Adieu

Dein B Goltz

Gruß u. Kuß an Brohm.

[illegible] und Dank.

Thorner Gymnasiallehrer in der Brauerei „Zum Lamm“ dankbare Zuhörer. Wer die meist von ihm ausgeübte Gesprächstyrannei nicht auszuhalten vermochte, entfernte sich, wer aber in Goltz den überragenden Genius freudig anerkannte, der durfte nicht nur oft das wunderbare Schauspiel erleben, wie hier ein Menschengeist, vom eigenen Enthusiasmus fortgerissen, durch ein dazwischen geworfenes Wort auf nie betretene Gebiete gelenkt, improvisierend neue Gedankenbahnen schaffte, sondern erfuhr auch selbst in sich das Keimen von Ideen und die Lust zu eigenem Schaffen.

Gern prunkten die Leute mit dem glänzenden Unterhalter auf ihren Gesellschaften. Doch duldete er durchaus nicht alle Art Menschen in seiner Nähe und fertigte sie gegebenenfalls derb ab. Wollte ihm einer Übertreibungen nachweisen, so fragte er den Betreffenden, ob er subtrahieren könne, die vier Spezies setze er bei jedermann voraus. War ihm jemandes Anblick oder Betragen unerträglich, so erklärte er dem Gastgeber: entweder verlasse diese Personage oder er selbst sofort die Gesellschaft. Ähnlich verwahrte er sich gegen die Stocksteifen und Bildungaffektierenden. „Sind Sie gebildet? Ja! Können Sie Griechisch und Latein? Ja! Sind Sie aber sterbenslangweilig? Ja! Na denn adieu! Ich lasse mich nicht als Quirl und Salz für solche Bagage mißbrauchen!“ Viel lieber ging Goltz mit schlichten, einfachen Leuten aus dem Volke um. An ihnen ließ sich das wahre Wesen des Menschen, der Gott und das Tier in ihm, besser studieren als bei den Bildungsbeirrten. Sie waren kräftiger und selbständiger in Wort und Tat als die Gesellschaftsmenschen. Für ihr Leid und Freud, wie für das der Kinder hatte Goltz immer ein williges Ohr, tröstende Worte und eine hilfreiche Hand. Als der Menschenfreund auf der Bahre lag, kam ein armes Weib herzu und dankte ihm für seine Hilfe in der Not. Das ist die beste Abfertigung für die, welche ihm vorwarfen, er habe vor lauter Reden über Gemüt und Menschenliebe die Fähigkeit zu persönlichem Mitgefühl eingebüßt[142]. Es läßt sich noch feststellen, wie eine solche Meinung entstehen konnte: Goltz hatte den Faktor, ohne dessen Mitwirkung auch schon in jenen Tagen kein Schriftsteller mehr vorwärts zu kommen vermochte, begriffen: die Reklame! Viele Autoren ging er um Rezensionen seiner Werke an, die man um so lieber schrieb, als ein Naturgenie wie er einen interessanten Feuilletonstoff abgab. Goltz interessierte sich für seine Rezensenten dann zuweilen nicht weiter, zum Teil, weil ihm Literaten sowieso nicht sympathisch waren. Aus solcher Vernachlässigung erklärt sich obiger Vorwurf. Daß er es hin und wieder — oft ist das Gegenteil bezeugt — an Dankbarkeit hat fehlen lassen, läßt sich nicht leugnen. Herzlos darf man ihn deswegen nicht schelten.

Bildeten doch seinen liebsten Umgang die Frauen! Nicht daß der grobkörnige Mann ihnen gegenüber liebenswürdig und „sanft wie ein

Lämmchen" sein konnte und Wert auf ihr in einzelnen Fragen „allein kompetentes Urteil" legte, er wußte auch wackere Freundschaft mit ihnen zu halten. Seine besten Freundinnen waren zwei jüdische Kaufmannsfrauen in Thorn: die eine, die Witwe Moritz Meyer — die „alte Moritzsche" genannt — paarte mit der Tüchtigkeit hinter dem Ladentisch eine frisch-ideale Lebensauffassung, stellte ihm somit jenen Mustermenschen, der Realismus und Idealismus in naturwüchsiger Person ineinsbildet, dar. Voller „Humore" steckend und wohl fähig, ein derbes Wörtchen brav heimzuschicken, war sie sein „herziger" und „grundgescheuter" Kamerad bis an ihr Ende. Die andere, Frau Neumann, diente ihm als Freundin und Freund zugleich, indem sie sowohl durch die Liebenswürdigkeit ihres Frauenherzens wohltätig lindernd auf den grimmen Streit der Widersprüche in ihm einwirkte, wie auch gut zuzuhören verstand, wie er es meinte, worin ja meist das „gegenseitige Verstehen" zwischen geistreichen Männern und feinfühligen Frauen zu bestehen pflegt.

Nichts auf der Welt aber ging Goltz über sein eigen „Prachtweib". Als Mädchen eine Schönheit, als Frau nichts mehr und nichts weniger als in allem Guten ein Weib, von dem die Leute nichts zu reden wußten, hat sie ihren Gatten mit grenzenloser Aufopferung betreut, einen Mann, der, bei schlechter Stimmung, oder einmal von den allgemeinen Schwächen der Frauenzimmernatur gereizt, über einen einzigen losen Knopf ein Sturmwetter entfesseln konnte, daß die Fenster klirrten, doch immer wieder reuig seine Unart abbat. Das nahm sie dann wohl gütig hin mit den Worten: „Wenn du mir einmal in deinem Zorn den Kopf abreißt, kannst du ihn mir wieder aufsetzen?" Sie schenkte ihm kein Kind, „nicht einmal ein kleines buckliges Mädchen"; das schmerzte ihn tief, tat aber seiner Liebe keinen Abbruch. Auf Reisen war es Goltz alle Morgen „schrecklich", daß seine treffliche Hausfrau „mit den schönen treuen Augen" ihm nicht den Kaffee bringen konnte. Sie schrieb ihm rührend unorthographische Briefe, und dem Gatten quoll Herz und Mund über von ihrem Lobe vor aller Welt. Da fragte ihn einmal Heinrich Laubes Frau in Wien, wie lange er denn schon verheiratet sei: „40 Jahre!" Die Gäste unterdrückten mühsam ein Lachen, ihm aber glänzte es feucht in den Augen.

Es erscheint fast überflüssig, festzustellen, daß er trotz aller Heftigkeit und Verbissenheit nicht bösartiger Natur gewesen. Der Grobian tat niemand etwas zu Leide. Eine alte Weisheit: Ein gottloses Maul macht ein gut Herz, und wer schimpft, der prügelt nicht! Seine Mitbürger achteten ihn — mit Ausnahme derer, die jeden für verrückt halten, der sich über ihre Simpelkeit erhebt — bedingungslos hoch als einen Mann von „ungemein proprem Charakter", der zu einer Lüge unfähig war. Daß Goltz bei Erzählung seiner Erlebnisse auch einmal aufschnitt, wer ver-

dächte das dem Humoristen? Gern machte der Rhapsode die Leute durch seine Naturwüchsigkeit „perplex“; doch tat er das mit der unverhüllten Freude des unbefangenen Naturmenschen an der eigenen kuriosen Person, nicht aber — wie als einziger unter vielen Berichterstattern Gutzkow meinte — im Sinne „bewußten Schauspielertums“, das nichts will, als durch auswendig gelernte Sprüche blenden und „sich herunterspielt wie ein aufgezogenes Musikstück in einer Schweizer Kunstuhr“. Wer von seiner Originalität Spähne drechselt, hört deshalb nicht auf, ein Original zu sein, und daß ein Wanderredner, der an vielen Orten über gleiche Stoffe zu sprechen gezwungen ist, etwas von Schauspielerart annimmt, ist nur natürlich. Er „spielte“ aber sicher nie „kalt“; seine glühende Seele und seine glühenden Worte riefen eines das andere, sobald er den Mund auftat. Goltz war eben eines jener ungewöhnlich starken und unerschöpflichen Temperamente, die ihre Begeisterung auf viele Jahre zu konservieren vermögen, bereit, sie jeden Moment ausbrechen zu lassen! trotz Goethe!

Dem Leben trat Goltz mit rücksichtslosen Forderungen entgegen. Ruhm und Ehren wurden ihm reichlich zuteil. Er nahm sie mit Genugtuung entgegen. Mißerfolge stürzten ihn in maßlose Traurigkeit. Widerstände wurden mit Zug und Ruck beseitigt. Gern machte er anderen Freude: „Wie ich hinkam in die Schluderwirtschaft (Lissewo), da waren die Scharwerker verhungert wie ausgenommene Heringe und fielen bei der Ernte gleich Fliegen im heißen Sommer! Da setzte ich mich auf einen Baum am Ackerrain und blus ihnen auf dem Waldhorn erfrischende Melodien.“ Freude war sein eigentlichstes Lebenselement. Paßte ihm die Gesellschaft, so jauchzte und jodelte er, und lachte unbändig, wenn man ihm lustige Geschichten erzählte, hatte seinen ungefügen Spaß daran, die Damen mit derben Worten in Schrecken zu setzen und scherzte und tanzte mit den jungen Mädchen. Dann zeigte der herkulisch gebaute, breitschulterige Mann auch wohl seine fabelhaften Körperkräfte, hob einen schweren Mann, mit den Zähnen dessen Rockkragen packend, vom Stuhl und trug ihn so durch mehrere Zimmer, oder leerte eine Bowle auf einen Zug. Für gewöhnlich lebte er sehr mäßig, und in seinem Haushalt ging es sparsam zu. Desto mehr aber liebte er es, von Leuten, die ihn ihren Gästen sozusagen als Hauptgericht vorsetzen wollten, kulinarisch gespeist zu werden. „Fasanen und Austern sind nicht nur für die Dummköpfe geschaffen!“ pflegte er zu sagen. Je älter Goltz wurde, desto mehr entbehrte er den Komfort, den ihm sein schmaler Geldbeutel nicht gestattete. „Ein alter Kerl muß Equipage und Kammerdiener haben, sonst geriert er sich als Lump — meinen alten Kadaver spazieren führen, das paßt mir nicht! und mit den Beinen in der Luft umherfiedeln beim Stiefelanziehen, weil man sein steifes Kreuz nicht bücken kann, ist auch gegen meinen aristokratischen Geschmack.“

Mit 60 Jahren merkte Goltz, daß sein Leben sich von der Sonnenhöhe herabneigte. „Ein sechzigjähriger Kerl ist nichts mehr wert; man sollte ihn totschlagen!“ Das Abnehmen seiner literarischen Leistungsfähigkeit konnte ihm nicht verborgen bleiben, so wenig wie seinen Rezensenten. Die spotteten immer lauter seiner idealistischen Weisheit und stellten ihn unter Zurechtweisungen in die Ecke. Dem widerstand sein altmodisches Herz nicht mehr mit dem alten Trotz, mit der alten Kraft. Die Melancholie und der „Echostil vom absterbenden Leben“ begannen häufig über ihn zu herrschen. Sein Sinn wurde milder. Er sagte auch nicht mehr zu der Dame des Hauses, die ihm ein Gericht hinreichte: „Lassen Sie es mir doch von Ihrer Tochter präsentieren, von einer Jungen schmeckt es mir besser, als von einer Alten.“ Er war geschmeidiger geworden; für Kraftgenies ein Anzeichen des Verfalls! Von seiner letzten Vortagsreise (1869) kehrte er krank heim. Es war die Zuckerkrankheit, die schnell gefährliche Zustände herbeiführte. Doch wurde es noch einmal besser, so daß Goltz den Sommer 1870 auf dem Gut Bilawy in der Nähe Thorns verbringen konnte. Da erklärte er: „Zum Sterben gehören zwei: Freund Tod, der abwürgen will, und Freund Goltz, der sich abwürgen läßt. Ich aber will nicht, nein und tausendmal nein! Manche Nacht hat mir der Tod auf der Brust gekauert, hat mir einen schwachen Moment ablauern wollen; aber ich habe stramm kommandiert: Fort Halunke! noch bekommst du mich nicht!“

Goltz hatte zeitlebens ehrlich zugegeben, in bezug auf Todesgedanken ganz so wie das Gros der Leute organisiert zu sein. Das Schillersche Wort: „Das Leben ist der Güter Höchstes nicht“ galt ihm nur für eine tönende Phrase. „Lieber ein lebendiger Hund als ein toter Goethe!“ war seine Meinung. So gab er sich denn auch, als es wirklich zum Ende ging, nicht die geringste Mühe um die Scheinwürde eines stoischen Weisen. Neue schwere Anfälle kamen. Der mächtige Mann wehrte sich verzweifelt, tobte auf seinem Schmerzenslager wie ein gefesselter Elefant und brüllte gewaltig, daß es über den weiten Gutshof in die Scheunen und Ställe drang und die Knechte, Mägde und Kuhjungen geängstigt vor das Herrenhaus gerannt kamen. Im Herbst zog er wieder in die Stadt, arbeitete an seinen beiden letzten Novellen und bewegte sich im Freien. Einer seiner Freunde erzählt: „Noch verlebten wir den Anfang der Kriegszeit 1870/71 mit ihm und erlebten im schneereichen Frühwinter die unvergeßliche Szene vor Kommerzienrat Adolphs Laden, wo die Kriegstelegramme aushingen, wie er, der Todeskandidat, im Pelze mitten auf der volksbelebten Gasse stand und eine Straßenpredigt hielt, wie kein Pariser Moblot sie zur gleichen Zeit aufführen konnte. Mit einem Organ freilich, das mir Herders Klagewort in die Seele rief: „Cid, wo ist die Eisenstimme?“ Das war sein letztes Aufflackern! Er ging nicht mehr aus, arbeitete nur

einige Stunden des Tages in seinen Manuskripten. Das Gedächtnis ließ ihn dabei im Stich; zu seinem größten Ärger gelang es ihm auch unter Aufbietung aller Willenskraft nicht, diese Schwäche zu überwinden. Am 11. November zeigten sich Symptome eines Gehirnschlages, das klare Bewußtsein wich. Doch phantasierte es aus seinem Munde noch über die schöne deutsche Sprache. In der zehnten Abendstunde entfloh ihm das geliebte Leben. Der Körper lag ohne Regung da, nur die Lungen arbeiteten fort mit gleicher Stärke noch sechs Stunden lang. Am vierten Tage darauf bestattete man Bogumil Goltz auf dem Sankt Georgsfriedhof vor den Mauern Thorns zur letzten Ruhe.

Schlußsentenz.

Von ihm zu sprechen ist Verlegenheit.

Bogumil Goltz in der Literaturgeschichte zwischen Erblasser und Erben einzugliedern oder ihn einer der herkömmlichen Kategorien einzuordnen, ist unmöglich.

Höchstens darf man in Goltz den Gesamtprozeß der Kultur seiner Zeit auf den gedrängten Ausdruck einer Person gebracht sehen und sagen, daß in ihm die Gleichgewichtsstörung, welche, wie jedes neue Zeitalter, auch der anbrechende Realismus verursachte, personifiziert erscheint. Alt und Neu möchte er balancieren, aber es fehlt ihm dazu die ruhige Hand und die Geduld. Den Romantiker und Realisten bestellt er immer wieder vor seinen Richterstuhl, um sie zu versöhnen, prügelt aber schließlich beide, weil sie beide nicht sind, wie er sie haben will.

Ebensowenig läßt sich sein schriftstellerischer Charakter mit einem Schulwort bezeichnen. Ist er ein Pfleger der Wissenschaften? Nein! er geht nur in ihnen spazieren! Darf man ihn unter die Philosophen einreihen? Nein! denn abgesehen davon, daß er kein System „zur Beruhigung registrierender Pedanten“ hinterlassen, auch keine neue große Idee in die Welt gesetzt hat, wußte er nicht einmal seine Gedankenhorden, in Kolonnen geordnet, strategisch ins Feld zu führen.

War Goltz denn ein Dichter? Die Leute begrüßten den Verfasser des Buchs der Kindheit als „Wiedererstandenen Jean Paul“. Das geschah zu Recht, insofern damit sein Reichtum an — freilich nicht aus Zettelkästen gezogenen — poetischen Gedanken und Anschauungen, seine Sentimentalität und seine wuchernde Schreibart bezeichnet werden sollte. Wie jener, goß er alle Poesie in die Worte, wie jener, vermochte er keine scharfumrissenen Individualitäten zu gestalten, wie jenem, fehlte auch ihm der Respekt vor der Form. So konnte Goltz — wie sein größerer Wahlverwandter — trotz manchen künstlerischen Griffs, kein Künstler werden, sondern blieb ein Dilettant.

Allerdings war er ein genialer Dilettant! Statt eines gepflegten Kunststils redete er und schrieb mit redender Feder den grandiosen echtesten Stil der Leidenschaften. Diese Leidenschaft, die sich in unerhört-eigentümlicher Weise auszudrücken vermag, ist das Beste an ihm. Ihr, die mit der Gewalt einer Naturkraft in die Dinge hineinfährt, verdankt

er seine erstaunlich intensive Welt- und Menschenkenntnis . . Nicht länger sei bei der Charakteristik seines Wesens verweilt! Wer nun doch nicht davon abzubringen sein sollte, eine Etikette für ihn zu suchen, der käme zu Zusammenstellungen wie „urgesund-pathologisch-kindlich-zynisch-humoristisch-bitter . .“ und so weiter eine lange Reihe gleich stark ausgeprägter reziproker Eigenschaften der menschlichen Natur hindurch. Goltz umfaßt sie alle als Mikrokosmus, wie die Natur selbst. Was braucht's da eine Etikette oder ein Schubfach? Es gibt nur eine Natur, und es gibt nur einen Bogumil Goltz.

Anmerkungen und Exkurse.

[1]) Ein Brief des Vater Goltz an seinen Sohn Karl vom 14. Oktober 1806 redet von einer „schrecklichen Plünderung“ durch den Landesfeind (Franzosen?). Ein Brief vom 14. Oktober 1808 an denselben erzählt, wie der Flintenschuß eines einquartierten polnischen Soldaten ein Dierfamilienhaus in Brand setzte. Am 12. Juli 1809 schreibt der Vater aus Marienwerder an Karl: „Am 7. Juni (1809) habe ich in Milanowek alles verbrannt zurückgelassen.“ Vgl. M.-D. I, 203, B. d. K., 183.

[2]) Sie war die Tochter des Kaufmanns Karl Heinrich von Koldum und der Marie Susanna geb. Nicolai. Die letztere war die Tochter der Susanna Nicolai geb. Forster (Marienwerder), deren Urgroßvater Georg Forster aus Schottland nach Neuenburg in Westpr. eingewandert war und hier 1642 als Kaufmann „am Markte, so die Schotten wohnen“ nachzuweisen ist. Aus demselben Geschlecht stammt der Weltumsegler Johann Reinhold Forster (geb. 1729 in Dirschau), der seine Cousine (Bog. Goltz' Großtante) Justine Elise Nicolai (mütterlicherseits ebenfalls eine Forster) 1754 heiratete. (Nach unveröffentlichten Forschungen des Herrn Oberstleutnants z. D. Bernhard Goltz und nach Fr. Freiherr von der Goltz: „Nachrichten über die Familie der Freiherrn von der Goltz“, S. 506 ff.)

[3]) Loses undatiertes Blatt (dem Schriftcharakter nach aus den dreißiger Jahren stammend) „Mutterhaß — Kindeshaß — Moment, wo ich meine Mutter tot sehe, widerstrebende Gefühle, der Feind ist tot und gleichwohl ist es wieder die Mutter — die Mutter hat die Schwächen und Gebrechen des Kindes vor den übrigen Kindern stets lächerlich gemacht“ (in griechischen Buchstaben geschrieben). Brief an seinen Vater (Thorn, 1. März 1821) „. . Die Mutter hat sich in einem Briefe an (Schwager) Zimmermann über mich auf eine Art ausgelassen, die deutlich mir und jedem andern zeigt, daß sie mich nicht liebt und mir nicht viel Gutes zutraut. Meine Kränkung darüber ist groß; zeige ihr die Worte!“ Zwei andere noch deutlichere Stellen aus Briefen von Bruder Heinrich an Bogumil vom 13. Februar 1821 und an Bruder Karl vom 12. Oktober 1836 hier zu veröffentlichen, wäre gegen die Meinung der Besitzer der Manuskripte (vgl. ferner M. L., S. 141, G. d. d. G. 329 und B. d. K. 16, 182).

[4]) Auch im „Jugendleben“ erkennt man in der „alten Brommen“ unschwer die „Neumannsche“.

[5]) Wenn Goltz im B. d. K., 216, sagt, „Es war im Frühjahr 1808, als ich . . nach Königsberg übersiedelte . .“, so irrt er sich. Im ursprünglichen Manuskript des B. d. K. steht unbestimmter „Ich glaube, es war im Frühjahr 1808 . .“ S. 242 dagegen erzählt er ein Königsberger Erlebnis, das „um die Zeit des Tilsiter Friedens“ (also 1807) stattfand, und S. 262 von seinem Bekanntwerden mit dem Königsberger Professor Lehmann „etwa im Jahre 1807“. Auf das Jahr 1807 führt auch „eine Philosophie vor dem „„Schwarzen Roß““ aus dem Jahre 1843“ (B. d. K., 246); hier spricht er nämlich von seinem ersten Aufenthalt in Königsberg „vor 36 Jahren“.

[6]) In dem Album Athenaei Cathedralis (Kneiphöfsches Gymnasium) ist pag. 247 eingetragen: „Bogumin Golz (sic!), alt 9 J., geb in Warschau IV“ (d. h. 4. Klasse = Sexta).

Professor Lehmann spielte im geistigen Leben Königsbergs eine bedeutende Rolle. Er war ein Freund des heldenhaften Schill. Seine hohe Gesinnung spiegelt

sich in seinen geistvollen „Vorträgen über unsere Zeit, Wünsche und den Menschen“ (Königsberg, bei Degen 1818).

[7]) Dr. James Sully: Untersuchungen über die Kindheit, übersetzt von J. Stimpfl, Leipzig 1897, S. 286.

[8]) Siehe [54])!

[9]) B. d. K., 163, 125, 196 („Bund Stroh“). Vgl. Ähnliches in Fr. Hebbels Kindheit (Kuhs Biographie Hebbels, I, 70 f.).

[10]) Goltz erwähnt Jacksteín im B. d. K. nur flüchtig, ausführlich erst nach dessen Tode im „Jugendleben“, I, S. 83 ff.

[11]) F. Hebbels „Neues Tagebuch“ 22. November 1838.

[12]) Am 3. April 1812 ist seine Aufnahme im Album des Gymnasiums unter Nr. 290 beglaubigt.

[13]) Dieser, Johann Daniel Goltz, ist der älteste urkundlich nachweisbare Vorfahr: 1748 in Bernstein, 1750 in Friedeberg, 1756 in Driesen. (Über die Frage seiner adligen Abstammung vgl. [40]). Der jüngere von seinen zwei Söhnen, Carl Gottlieb, Bogumils Vater, geb. 1. Februar 1756 zu Friedeberg, wurde 1781 Stadtrichter zu Freystadt, dann Kriminalrat zu Marienwerder, seit 1795 in Warschau, und seit mindestens 19. Juni 1808 wiederum in Marienwerder, gest. 9. März 1824 zu Riesenburg. Über seinen Charakter vergleiche B. d. K. 351 mit Rud. Brohms Schilderung „Grenzboten“ 1871, S. 968. Er hatte drei Söhne: 1. Carl, geb. 1781, gest. 1843 (vgl. [47]). 2. Heinrich, geb. 1798, gest. 1846 in Danzig (vgl. S. 13 u. [47]). 3. Bogumil. Von Heinrichs Söhnen machte sich Friedrich Leopold, Professor in Straßburg, durch Entdeckungen auf dem Gebiete der Hirnphysiologie einen berühmten Namen (Nekrolog: Beilage zur „Münchener medizinischen Wochenschrift“ Nr. 23, 1902). Ein jüngerer Sohn, Gustav Adolph, geb. 1843 zu Danzig, starb als Leutnant im Füsilier-Regiment Nr. 33 bei Bapaume 1871 einen heldenhaften Tod („Militärisches Wochenblatt“, 8. September 1906). Nach Emilian von Zernicki Sceliga: „Der polnische Adel“ 1900 ist der Name Goltz entstanden aus Golec = Gulcz phon. gultsch, polnisch = armselig, habenichts. Bogumil polnisch = Gottlieb, wie er sich öfter schreibt. Doch ist über die Abstammung dieser Familie Goltz aus polnischem Geblüt nichts nachzuweisen. Sie hat vielmehr in übersehbarer Zeit stets auf ihr Deutschtum gehalten. Vgl. S. 13. Vielleicht gehört sie unter die Reihe jener deutschen Familien, die unter polnischer Herrschaft sich zur Annahme polnischer Namen bequemten.

[14]) Als sein Sohn Karl es mit 24 Jahren noch immer nicht zu einer Anstellung in Staatsdiensten gebracht hatte, schrieb der Vater an ihn (April 1808): „Wenn mich jemand selbst auf herzlich gutgemeinte Art frägt — was ist Ihr Sohn? so möchte ich für Schmerz und Kummer in die Erde sinken, und das Blut kocht in allen Adern, und man denkt ich sei besoffen.“ Solche Zeugnisse für sein starkes Temperament ließen sich aus den Briefen beliebig vermehren.

[15]) Vgl. S. 54! Die in diesem Absatz enthaltenen Zitate sind folgenden Briefen entlehnt: Der Vater an seinen Sohn Karl 3. Juli 1810, Sohn Heinrich an Bogumil (undatiert), der Vater an Karl aus Milanowek 25. Januar 1809, der Vater an Karl aus Marienwerder 15. November 1810.

[16]) Dergleichen Anekdoten erzählt L. Kühnast „Altpreußische Monatsschrift“ 1870, vgl. B. d. K., 168, 39.

[17]) Jgl. I, 161. Das folgende Urteil seiner Lehrer wiederholt Bogumil in einem undatierten Brief an den Vater.

[18]) „Schaluppe“ zum „Danziger Dampfboot“ 5. März 1846 (Nekrolog für Heinrich Goltz).

[19]) Vor allem „Der Mensch und die Leute“, S. 366 ff.

[20]) Dieses Datum ist gewonnen aus einer Quittung über zwei Taler Einschreibegebühr von Direktor Gotthold, 20. Januar 1815.

[21]) Die folgenden seine Schulleistungen betreffenden Tatsachen und Urteile wurden aus acht Schulzeugnissen (von Neujahr 1815 bis Neujahr 1817) herübergenommen. Ferner berichtet Bujack an den Vater (11. April 1815): „Sie (die Genieprüfung bei der Aufnahme ins Friedericianum) fiel recht vorteilhaft für ihn aus. Sämtliche Lehrer urteilten einstimmig, daß Bogusmil ganz vorzügliche Fähigkeiten und ziemliche Kenntnisse besitzt und es bei angestrengtem Fleiß einmal recht weit bringen könne."

[22]) Mit diesem Lehrer blieb Goltz noch über seine Gymnasialzeit hinaus in brieflicher Verbindung. Vgl. S. 16!

[23]) G. H. Dietel: Schönherrs Prinzip der beiden Urwesen. Leipzig 1837, S. 291 **1. Über Schönherr und Ebel zusammen wird gehandelt: Realencyclopädie für protest. Theologie[3], B. 17, S. 676 und Wetzer und Weltes Kirchenlexion[2], Bd. 10, S. 1850.

[24]) Die hier gemachten Mitteilungen über ihn beruhen auf: Georg Bujack: „Ein hundertjähriger Gedenktag der Königsberger Familie Bujack" (Königsberg i. Pr. 1888) und dem Schulprogramm des Friedericianums 1814 (hierin eine selbstentworfene Lebensbeschreibung).

[25]) Bogumil verantwortet sich am 27. April 1815 gegen seinen Vater über eine böse Note im „Betragen": „Ich kann Dir . . versichern, daß, wenn ich mich in Marienwerder so aufgeführt hätte, als hier, mein Betragen gelobt worden wäre: Allein hier geht es ganz anders zu; für das geringste Plaudern wird man aufgeschrieben, und sollte man sich einfallen lassen, etwa zu schreien, oder über Tische und Bänke zu steigen, was in der Marienwerderer Schule leider nichts neues war, so würde man augenblicklich ins Konferenzzimmer genommen und durchgehauen werden. Daher kostete es mir außerordentliche Anstrengung, mir hier das ungezogene Wesen abzugewöhnen." Bujack schreibt dem Vater am 29. Juni 1815: „Er (Bogumil) ist ein wilder Rabe. Wird die Wildheit erst vertilgt sein, freilich dann wird er liebliche Frucht bringen", und am 3. September 1815: „In der Geschichte übertreibt es Bogusmil im Fleiße und hat sich einige Male beikommen lassen, bis 3 Uhr in der Nacht aufzusitzen, um selbige recht schön und sauber auszuarbeiten . ."

[26]) In einem für amtliche Zwecke am 31. Januar 1821 aufgesetzten Curriculum vitae gibt er an: „Da ich nicht studieren wollte, verließ ich das Friedrichs-Collegium, in welchem ich in Kl. Secunda gesessen hatte, und kam im Frühjahr 1817 nach Hause. Im Mai desselben Jahres ging ich nach dem Amte Ciechocin zu H. v. Blumberg ab." Seiner Elevenzeit in Ciechocin ging ein dreimonatlicher Besuchsaufenthalt in Warschau voraus, wovon er seinem Vater am 25. Juni 1817 einen ausführlichen, noch vorhandenen Bericht einsendet. K. F. Blumbergs gedenkt Goltz dankbar Jgl. I, 110 ff. Der Schilderung der folgenden Ciechociner Vorgänge liegen 16 zwischen Vater und Sohn gewechselte Briefe zugrunde (vom 16. August 1817 bis 16. Juli 1818).

[28]) 1. Februar 1819 bis 27. Januar 1820 laut „Curriculum vitae" vom 3. Januar 1821.

[29]) Vgl. den unter [3]) mitgeteilten Brief an den Vater vom 1. März 1821.

[30]) † 2. Januar 1822.

[31]) Der in diesem Abschnitt gegebenen Darstellung liegen 20 Briefe zugrunde (vom 16. Februar 1820 bis 28. Juli 1821) von Vater, Mutter, Karl, Heinrich, Bogumil Goltz und Friedrich und Ferdinand von Blumberg und anderen.

[32]) Hier nach R. Petersen: „Henrik Steffens" Gotha 1884 und H. Laube: „Reisenovellen".

[33]) Vgl. Albrecht Wachler: Dr. Ludwig Wachler, Breslau 1838. Guſt. Freytag: Erinnerungen aus meinem Leben S. 80 (K. E. Schneider). C. A. Kletke: Die geſchichtsphiloſophiſche Weltanſchauung von Braniß. Breslau 1849.

[34]) Dieſe Freundſchaft hielt er bis ans Ende feſt. Vgl. Hoffmann von Fallersleben Werke, VIII, 146.

[35]) Undatiertes loſes Journalblatt, zwiſchen Notizen aus der Breslauer Zeit liegend vorgefunden. Dem Schriftcharakter nach dieſer Periode entſprechend.

[36]) Juli 1832 bis März 1834 unterbrach er ſeinen Golluber Aufenthalt und führte ein ebenſo zurückgezogenes Leben in Poſen, wo ſein geliebter Bruder Heinrich Polizeiinſpektor war.

[37]) Nach einer umfangreichen Sammlung von Zeitungsausſchnitten zu ſchließen, war er Leſer von: Cottas „Morgenblatt für gebildete Leſer", „Zeitung für die elegante Welt", Herausgeber Kühne, Menzels „Literaturblatt", Gutzkows „Telegraph" u. a.

[38]) Das Chaos der öffentlichen Meinung in jener Zeit ſchildert trefflich Th. Mundt in „Moderne Lebenswirren", Leipzig 1834.

[39]) Eichendorff: „Dichtungen", Herausgeber Fr. Schultz. Leipzig 1911. 2. Bd. „Halle und Heidelberg", S. 523 und 501 und K. Lamprecht „Deutſche Geſchichte", Bd. X, S. 283.

[40]) Ungeklärte Frage. Das darüber „Grenzboten" 1871, S. 967 f. Mitgeteilte beruht zum Teil auf unſicherer Familientradition. Mit Vorſicht iſt auch der aus gleicher Quelle ſtammende Bericht bei Friedr. Freiherrn von der Goltz: „Nachrichten über die Familie der Freiherrn und Grafen von der Goltz", Straßburg 1885, S. 506 bis 509 aufzunehmen. Vgl. [13]).

[40*]) Hierauf kommt Goltz in „Der heilige Rock und der Brief des Herrn Johannes Ronge", S. 24 ff., ausführlich zu ſprechen.

[41]) Brief an ſeine Schweſter Wilhelmine Aubel in Kaſſel vom 10. Juli 1838.

[42]) In einer ungedruckten in Jean Pauls Satyrenton abgefaßten Studie „Mopperl perduto oder Machen Sie doch bekannt! Ein Spiegelcarricaturchen vom Journalismus" (32 Quartſeiten) vom Auguſt 1839 ſpottet er über die Charakterloſigkeit der Journaliſten und wirft ihnen Schamloſigkeit vor. Öffentlich mit den kläffenden Journalkötern anzubinden und ſich von ihnen anatomieren, frikaſſieren, goutieren oder reſüſieren zu laſſen, erklärt er weiter, ſei gegen ſeine Würde und Geſchmack.

[43]) Im Nachlaß haben ſich vorgefunden umfangreiche Auszüge aus Hamanns, Hippels und Jean Pauls Schriften nebſt kritiſchen Randbemerkungen. Beſonders intereſſiert hat ihn Hamanns Kritik der „Kritik der reinen Vernunft". Goltz' Verhältnis zu Jean Paul iſt S. 31 f, behandelt. Steffens' und Schuberts Werke, zumal des Letzteren „Phyſiognomik der Natur" und „Nachtſeite der Naturwiſſenſchaft" ſcheinen ihn dauernd beſchäftigt zu haben.

[43*]) M. L. 55 gemeint iſt vor allem Fürſt Pückler. Vgl. S. 64.

[44]) Dieſe Unterſuchungen ſind verwandt, Jgl. II, 232 ff.

[45]) Kurz vor Übernahme Lipnitzas ſchreibt er an ſeine Schweſter Wilhelmine Aubel (12. Februar 1837): „Ich konnte mich nicht länger ſo erhalten, ich ging körperlich und geiſtig zugrunde. . . Ich muß wieder praktiſch wirken oder ich ſieche körperlich dahin und gehe in Schulden unter, denn in der Stadt iſt mit 400 Thalern nicht zu leben. . ." Am 28. November 1837 ſchreibt er an dieſelbe: „Von Lipnitza bin ich mit einem blauen Auge davongekommen. . . Der Appetit nach der idylliſchen Poeſie des Landlebens iſt vorläufig geſtillt und gebüßt."

[46]) Journaleintrag vom 1. Dezember 1830.

[47]) Es berichten darüber, wie im Text ausgeführt, Rud. Genée: „Zeiten und Menschen", Berlin 1897, S. 40, Roquette: „Siebenzig Jahre", Bd. I, S. 66, K. Rosenkranz: „Tagebuch", Leipzig 1854, S. 368.

Weitere Bekannte, die Goltz öfters aufsuchte, waren: Dr. Dittmer in Strasburg i. W., ein gewisser Pannenberg, der sprudelnd witzige Gutsbesitzer Nordmann in Lischkowo, der Hegelianer und Shakespearerezitator Rötscher, der polnische Schriftsteller und Staatsmann Grabowski in Warschau. In Königsberg fand er freundliche Aufnahme im töchterreichen Hause des Schulrat Lucas, wo er 1843 Teile des „Buchs der Kindheit" zuerst vorlas. Hier lernte er außer Rosenkranz auch Alexander Jung kennen. Dieser etwas weltfremde Idealist und „neue Magus des Nordens" erwies sich mit seiner Geistes- und Naturberauschtheit, der unzeitgemäßen Wunderverliebtheit und dem Rationalistenhaß als Goltz' nächster Wahlverwandter und treuester Freund. Er schrieb eine Schrift „Bogumil Goltz, ein Original in der Zeit der Nivellirung", die jedoch keinen Verleger fand. In Jungs Roman „Rosmarin" figuriert Goltz als „Sylvester". In Berlin war er gerngesehener Gast in den glänzenden literarischen Salons des Verlegers Franz Duncker, dessen liebenswürdig-geistreiche Gemahlin Lina Duncker ihm Freundschaft entgegenbrachte. (Vgl. L. Pietsch: Wie ich Schriftsteller geworden bin. S. 227.) Als bequemstes „Absatzgebiet für seine Gedanken" mußte dem Golluber Einsiedler das unfern gelegene Thorn dienen. Hier verkehrte er insbesondere mit Rudolph und Bernhard Brohm, Landrat von Besser, den Professoren Kühnast und Paul und den Predigern Voigt und Suder. (Vgl. „Grenzboten", 1871, Nr. 25, S. 975.) Nicht vergessen werden darf sein dauernder Gedankenaustausch mit seinen Brüdern: Carl, Rechtsanwalt in Bromberg, der „Rittmeister" genannt, und Heinrich, zuletzt Polizeiinspektor in Danzig. Beide waren temperamentvolle richtige famose Goltzen, und wie der Vater und Bogumil respektable Charaktere rundum. Carl — bekennt er — habe ihm im Verein mit der Erinnerung an den Vater seine ehemalige einseitige spiritualistische Schulphilosophie ausgetrieben und ihm zu einer lebendigeren Weltanschauung den Weg angedeutet. Heinrich dankt er für seine in ähnlichem Sinne wirkende brüderliche Grobheit durch Zeichnung seines Porträts im „Jugendleben", II, 3 ff. (1852). (Von Carl Goltz erzählt Barock-Humoristisches Roquette: „Siebenzig Jahre", S. 65. Über Heinrich Goltz vgl. oben Nekrolog in „Schaluppe" zum „Danziger Dampfboot", 5. März 1846.)

[48]) Konzept eines Briefes vom 29. Mai 1838.

[49]) Kl. i. Ae., S. VIII.

[50]) d. h. seit 28. April 1830. Eine Sammlung „Anecdoten und Charakterzüge von Kindern" aus den Jahren 1836/50/53/56 ist erhalten.

[51]) B. d. K. 266. Weiteres über die Entstehung des „B. d. K." siehe S. 37 u. 74.

[53]) Aus dem vom Dichter dem Werke beigegebenen Inhaltsverzeichnis kann man ersehen, daß er eine Art Plan dafür entworfen hat: Zuerst (I) wollte er das „Kinderdasein" in seinen allgemeinsten Grundzügen, besonders die Macht der Phantasie, dann (II) die Kindererlebnisse im einzelnen schildern. Im III. Teil sollte die erste Entwickelung der Herzenssympathien und Verstandesanlagen (Lebensarten mit der Natur, Warschau, inwendige Lebensarten) und im IV. Teile die erste Bildung und Festigung sittlicher Gewöhnungen und Vorstellungen (Königsberg, allerlei Historien, mein Vater) Darstellung finden. Doch in der Tat hat Goltz, unsystematisch, wie er nun einmal war, diesen Plan häufig durchkreuzt, so daß sich eine Analyse des Buches danach nicht ausführen läßt. (Vgl. Kühnast: Rezension des B. d. K. „Hallesche Literaturzeitung" 1849, II, S. 177, 188.

[54]) Zusammenfassend möchte ich über Wert und Verwendbarkeit der Goltzschen Kindheitserinnerungen als psychologisches Material folgendes aufstellen: Erfreu-

licherweise entwickelt sich neben der systematischen Kinderpsychologie die auf analytischem und experimentellem Wege nur das Gesetzmäßige und Allgemeingültige des kindlichen Seelenlebens bestimmen will, in neuester Zeit eine Individualpsychologie des Kindes, die als Mittel zur Feststellung der Unterschiede der Kinderindividuen Einfühlung und Intuition zu verdienter Anerkennung bringen möchte. Die unbestrittenen Meister in Anwendung von Einfühlung und Intuition sind aber die Künstler. So kommt es, daß die Dichter als Quellen dieser neuen psychologischen Richtung zu Ehren kommen. Man kann zwar einwenden: das, was den spezifischen Wert eines Kunstwerkes ausmache, sei nicht in erster Linie die psychologische Genauigkeit, sondern das bestimmte Temperament, durch welches der Künstler wie durch ein Glas von eigentümlicher Farbe das Leben sieht und worin dann seines Werkes innere Einheit beruht, dergestalt, daß der künstlerische Darsteller einer Kindheit einseitige Gefühlsbetonungen, die erst des späteren Lebens Schicksale im Menschen erzeugt haben, als Dominanten in das Kind zurückverlegt, daß er ferner im Bestreben, das Werden dieses Menschen klarzulegen, nur Erlebnisse, welche ihm für die Entwickelung dieses Individuums von Wert zu sein scheinen, vorbringt, die andern aber als zufällig und unbedeutend beiseite läßt oder — falls es sich um des Künstlers eigene Kindheit handelt — vergessen hat. Das darf man gewiß nicht übersehen; muß dagegen auch anerkennen, daß das Temperament weniger Erzeugnis des Milieus, der Schicksale, der Erziehung zu sein pflegt, als vielmehr dem Kinde angeboren wird, d. h. schon von früh an sein Leben beherrscht. Indes werden immer eine Menge von Fähigkeiten, die sich im Kinde noch leise äußerten, mangels Ausbildung verkümmern und dem Erwachsenen verloren sein, samt dem Gedächtnis ihrer frühen und frühesten Erscheinungsformen. Einseitig also fallen alle Kindheitserinnerungen aus, und zwar um so einseitiger, je vollkommener ihre künstlerische Einheitlichkeit und Geschlossenheit ist. Der Erwachsene kann sein Leben allenfalls zum Kunstwerk gestalten oder innerlich als solches sehen, die Kindheit aber ist immer unstilisierte Natur.

Goltz hat für sein B. d. K. künstlerische Einheit weder erstrebt noch zufällig erreicht. Es ist vielmehr ein Nebeneinander von sentimentalen Betrachtungen und realistischen Darstellungen. Diese sentimentale Rührung, wie sie auch Jean Paul zeigt, wirkt nicht als ein Form und Inhalt bestimmender künstlerischer Stil, sondern ist einfach das Grundgefühl jedes Erwachsenen, der sich der Kindheit als der schönsten Zeit des Lebens erinnert. Man kann einfach über diese Gefühlszutaten hinweglesen und sich nur an die danebenstehenden Darstellungen der Kindheitserlebnisse selbst halten. Diese sind von Urteilen fast frei und, sofern die Erinnerungen deutlich waren, in Form, Farbe, Bewegung realistisch genau beschrieben. Waren aber die Erinnerungen undeutlich, schemenhaft und schwankend, so führt er auch die Konturen unsicher, abgerissen und verschwimmend. Dies Verfahren ist in gewissem Grade Impressionismus und von seinem Streben nach Wahrheit erzeugt. Bedenken könnte jemand Goltz' Übertreibung in der Schilderung erregen, zumal er das später (Kl. i. Ae., 151 ff.) als berechtigtes Prinzip künstlerischer Darstellung für sich beansprucht hat. Nun trifft es sich aber, daß Übertreibung von Entfernung und Zahl, Größe und Kleinheit der Dinge und Gefühle, soweit es die zu Gebote stehenden Ausdrücke und Vorstellungen überhaupt zulassen, gerade ein gemeinsamer Zug der kindlichen Phantasie ist. (Wundt: Völkerpsychologie, III, 1908², S. 87.) So zeugen also diese Übertreibungen im Gegenteil davon, wie Goltz die Kindheit mit Kindessinnen nachzuerleben verstanden hat. Und sein künstlerisches Prinzip stammt aus seinem kindlichen Sinn. Für die Zuverlässigkeit der Darstellungen spricht auch die bekannte Treue seines Gedächtnisses (vgl. B. d. K., 88), sowie der Umstand, daß es

ihm ganz fern lag, den Verlauf seines Werdens zu entwickeln. Jedermanns Kindheit glaubt Goltz darzustellen. Es ist das aber m. E. eine Selbsttäuschung, z. B. kann die Kindheit mangels Glück, Liebe, Gesundheit auch einen tragischen Verlauf nehmen. Es kommt dann ein tragischer Typ zustande wie etwa „Anton Reiser". Das „Buch der Kindheit" repräsentiert aber einen glücklichen Typ. Außerdem kann Goltz nicht aus seiner romantischen Haut, die ihn freilich schon in seiner Kindheit als zartes Häutchen umspannt hat. Doch wird sein Kindertyp mit dem literarischen Kennwort „romantisch" nur einseitig und unzureichend bezeichnet.

Es war ein glücklicher Gedanke von Gertrud Bäumer und Lily Dröscher, wenn sie in Anerkennung des Bestehens vieler Typen kindlichen Seelenlebens die Einseitigkeit des aus dichterischen Werken entnommenen Materials wett machten durch Vielseitigkeit in der Heranziehung der Darsteller, um so ein „Archiv der Individualpsychologie des Kindes" zu begründen. („Von der Kindesseele", Leipzig 1908; vgl. „Der Säemann", Monatsschrift für pädagogische Reform, 1907, S. 81, 106; G. Bäumer: „Kinderpsychologie in der modernen Dichtung".) Die hier aus dem „B. d. K." mitgeteilten Stellen sind für den Autor charakteristisch. Gewiß liefert Goltz noch mehr psychologisch beachtenswerte Erinnerungen. Z. B. ist die Geschichte mit der wunderbaren Wanduhr (S. 163) ein trefflicher Beleg für den Widerspruch gleichzeitiger bewußter Fiktion und unbewußten Fürwahrhaltens, der im kindlichen Phantasieleben statt hat. (Wundt: Völkerpsychologie, III², S. 76.) Das Kapitel „Boreas asper" (S. 27) bezeugt die Ähnlichkeit der kindlichen und der künstlerischen Phantasie, die von Einfühlung zu schöpferischer Tätigkeit fortschreitet. Zahlreich sind die Beispiele für die Anfänge der Phantasietätigkeit und für das kindliche Spiel. In der Abhandlung „Wie weit reicht das Gedächtnis Erwachsener zurück?" („Beiträge zur Kinderforschung und Heilerziehung", Heft 74, 1910, S. 6, 24) zieht G. Schmuß Goltz' Zeugnis heran.

(Auf die vorstehenden Gedankengänge hat mich Herr Professor Dr. E. Spranger in Leipzig gewiesen. Ich sage ihm dafür an dieser Stelle meinen besten Dank.)

[55]) Die folgenden drei Absätze bis „Glückseligkeit" sind eine knappe Inhaltsangabe aus einer Hs. (20 Quartblätter) vom 23. Januar 1832. In seinen gedruckten Werken hat sich Goltz niemals wieder so theoretisch und so deutlich über diesen Gegenstand ausgelassen. (Vgl. auch M.-D. I, 195 f.)

[56]) Über den Zusammenhang dieser Ideen mit der romantischen Naturphilosophie vgl. 109 sowie S. 79.

[57]) P. Lindaus „Gegenwart", 1876. Bd. IX, S. 180.

[58]) An Jean Pauls „Grönländische Prozesse" klingt der Titel eines Aufsatzes „Ein Tanzvergnügen in Westgrönland" (d. h. in Gollub) an.

Goltz hat zu Motti für einzelne Kapitel des „B. d. K." eine Anzahl Stellen gewählt aus „Reisebilder aus den Pyrenäen nebst Bemerkungen über Languedoc von der Verfasserin der „„Reminiscenzen vom Rhein"" aus dem Englischen von F. Bauer, Quedlinburg 1838" (anonym). Die Verfasserin ist nach den gütigen Ermittelungen des Mister A. W. K. Miller am British Museum Mrs. Mary Boddington und der Originaltitel „Sketches in the Pyrenees; with some remarks on Languedoc, Provence and the Cornice. by the Author of „Shligt Reminiscences of the Rhine" and „The Gossip's Week" 2 volumes London 1837" 12° (British Museum 1050. h. 4.). M. Boddington ist eine talentierte Nachahmerin Jean Pauls und überträgt dessen Stil mit Erfolg in die Reiseliteratur. Sie erscheint in manchen Stücken als Goltz' Gesinnungsgenossin.

[59]) Am 2. Januar 1837 schreibt er in sein Journal: „Die Cardinalfehler meiner Arbeiten: Es muß ausgemerzt werden: 1. Das Cynische, 2. Das Provinzielle, 3. Das

Allzuburschikose, 4. Das Schwülstige, 5. Das Ignoble, 6. Das Malitiöse, 7. Das Allzu-Idiotische, Idiosyncrasische, 8. Das Krankhaft-Angespannte, Ueberspannte, Geharnischte, Herausfordernde, Turbulente, 9. Die Erboßung bei kleinlicher Gelegenheit, 10. Das Incorrecte (Schreibung der Fremdwörter), Die Praetension der Erudition, 11. Die überflüssige Terminologie, 12. Die Häufung der Epiteta . . ." Eine erstaunlich wahre Selbsterkenntnis!

[60]) Vgl. die Kritiken des B. d. K. „Dossische Zeitung" 21. Dezember 1847 und was Prowe über die Aufnahme des Buches mitteilt (Mitteilungen des Coppernicusvereins zu Thorn, III. Anhang).

[61]) In den Büchern und Manuskripten Goltzens habe ich überhaupt kein sicheres Zeichen dafür entdecken können, daß er die „Levana" gelesen hat. Nur in einer einzigen Einzelheit stimmt er mit ihr überein, in der Warnung vor kompliziertem Spielzeug (vgl. B. d. K. 65 und Levana § 49), doch kann auch dies nicht für einen Beweis gelten, denn es kommt bereits in Rousseaus „Emile" vor und kann ihm daher auf anderem Wege zugeflossen sein, wenn er nicht überhaupt — und diese Annahme liegt näher — durch eigene Erfahrung zu gleichem Resultate wie jene gekommen ist.

[62]) Es ist wahrscheinlich, daß hierin Steffens der Vermittler war. Vgl. [109])!

[63]) In einem am 12. Januar 1844 entworfenen Plan zum B. d. K. heißt es: „Die Grundtendenz ist, die reine Wonne, das Entzücken des Daseins, die unverkümmerte Poesie des Lebens anschaulich zu machen. Diese Tendenz will ich festhalten als *obersten Grundsatz* und die Frische meiner eigenen Naturempfindungen und den Witz meines Herzens ausbeuten für mein Publikum."

[64]) Vgl. hierzu J. G. Kohl: „Skizzen aus Natur- und Völkerleben" 1851, S. 25 ff. „Überraschungen und Enttäuschungen, welche die Zeitbegebenheiten uns bereiteten."

[65]) Jul. Schmidt: „Geistige Portraits" S. 465 und „Grenzboten" 1854, IV, 26.

[66]) *Eichendorff* schreibt Goltz in einem unveröffentlichten Briefe am 21. April 1845 nach der Lektüre der beiden im Thorner „Echo" zuerst gedruckten Teile des B. d. K.: „. . Ich habe die Urgroßtante (= B. d. K. 299) nebst Sopha (= B. d. K. 336) mit vieler Freude gelesen . . . es ist eine Frische und Unmittelbarkeit der Darstellung darin, die den Dichter bekundet . . . Wenn das von Theile verlegte Buch (das B. d. K. sollte ursprünglich im Verlage von Theile in Königsberg erscheinen) den mitgeteilten Proben gleicht, wird es sich schon selber Bahn brechen durch allen Thorner Pfefferkuchenverstand, der ja, wenn auch in mannigfaltiger Gestaltung, nicht nur in Gollub, sondern überall die Poeten verfolgt." *Wilhelm Grimm* bespricht in einem unveröffentlichten Brief an Goltz aus Berlin vom 18. Januar 1848 das B. d. K. eingehend. Wenn er auch Goltz' Schelten auf die Gegenwart und auf die Gelehrten nicht zu billigen vermag, gesteht er doch: „Mancher Abschnitt in Ihrem Buche hat mir Freude gemacht. Sie haben ein liebevolles Herz für die kindliche Natur und einen scharfen ins Innere dringenden Blick . . Der sittliche Ernst, der überall durchbricht und die aus wahrhaftem Verlangen und innerem Bedürfnis entsprungene Religiosität erweckt Vertrauen und gewährt Sicherheit . ." Vgl. ferner *Menzels* „Literaturblatt", 17. April 1849, S. 109, und 1848, Nr. 28. In „Blätter für literar. Unterh.", 1848, Nr. 32 und 33, schreibt *Vilmar*: „Es spricht aus dem Buche etwas Dichterisch-Offenbarendes, so wie es unsere Zeit sonst kaum oder gar nicht erzeugt oder noch seltener literarisch aufweist." *Gottfried Keller* schreibt nach der Lektüre des Goltzischen „Jugendidylls" an Hettner am 21. Oktober 1854 (Baechtold: G. Kellers Leben, II, 266) mit Hinblick auf Scherenberg, Niendorf, Alexis und Goltz: „. . Es ist doch eine schöne Sache um die unverwüstliche Menschennatur und um den Sonnenschein. Dieser hat positiv in diesen blassen preußischen

Landstrichen einige Male ein bischen stärker auf die Birken und auf die Sandraine geschienen, und sogleich entstehen einige gute Dichter, welche ihren Boden besingen, als wäre er erst heute entdeckt." Weitere Kritiken in „Dossische Zeitung", 1847, 21. Dezember, Beilage, und Dr. Barths „Jugendblätter", Juli 1848.

[67]) Fr. Hebbels Werke, hrg. Werner, XI, 360 ff; VIII, 80, „Aufzeichnungen aus meinem Leben"; Tagebücher, II, 178; Briefe, IV, 212: „. . ein wahrhaft klassisches Buch „Aus der Kindheit" (= B. d. K.); Briefe, IV, 208: „Ein ausgezeichnetes, nach meiner Meinung in seiner Art einziges Buch habe ich kennen gelernt", d. h. das B. d. K.

[68]) E. Kuh: Biographie Fr. Hebbels, IV, S. 498: Deutliche Spuren einer Beeinflussung der Hebbelschen Kindheitserinnerungen durch das B. d. K. sind nicht nachweisbar. Es könnte sich nur um eine allgemeine Anregung zur Fortführung des bereits 13. September 1836 begonnenen Manuskripts handeln. Hebbel selbst sagt uns darüber nichts. Zeitlich wäre es möglich; doch festzustellen ist nur, daß Hebbel noch nach seiner Rezension des B. d. K. („Der Wanderer", Nr. 439, Wien, 17. September 1850) Material zur Fortsetzung seiner Jugendidylle gesammelt hat. (Hebbels Werke, hrg. Werner, Bd. VIII, 387, 393 [168]; „Alberti, wie er mir eine Idee mitteilte . ." deutet hin auf den Tagebucheintrag vom 8. November 1853, Tgb. III, 453 [5207]; „Leopold Albertis Gedicht von 12 Flaschen . ." Ebenfalls auf 1853 als Zeit der Fortsetzung der Materialsammlung führt ein Vergleich von VIII, 398 [174] nebst Anmerkung mit Tbg. III, 441 [5154].)

[69]) Vgl. B. d. K.: „Eine Kinderreise", S. 25, mit Reichenau: „Bilder aus dem Jugend- und Familienleben", 11. Aufl., S. 55, und B. d. K.: „Dialog aus der Kinderstube", S. 14, mit Reichenau: „Mütterchen", S. 42.

[70]) Gutzkows Werke, hrg. H. H. Houben, XII, 206, und „Unterhaltungen am häuslichen Herd, 1853.

[71]) G. Keller lernte Goltz' Idyllenpoesie zwischen 5. Januar und 21. Oktober 1854 kennen (vgl. Baechtold: G. Kellers Leben, II, 234, II, 266). Die „Dorfgeschichte" im „Grünen Heinrich" aber hat, wie F. Hunziker: „Glattfelden und G. Kellers Grüner Heinrich", S. 44, wahrscheinlich macht, schon 1851/52 ihre endgültige Fassung erhalten. Es sind auch in den beiden anderen Dorfidyllen: „Romeo und Julia auf dem Dorfe" und „Frau Regel Amrain", deren Abfassung vielleicht nach Kellers Bekanntschaft mit Goltz' Idyllen erfolgt ist, keine merkbaren Spuren eines Einflusses zu entdecken. Kellers Wohlgefallen an des Westpreußen Werken findet darin seine Erklärung, daß ihm in seinem Lebenselend ebenfalls die entschwundene Kindheit als prächtige Oase in seiner Erinnerung erscheinen mußte.

[72]) K. Rosenkranz: „Pädagogik als System", 1848, S. 119; Diesterweg: „Wegweiser für Lehrer", 4. Aufl., S. 156, und „Lehrbuch der mathematischen Geographie", 3. Aufl., 1848, S. XXIV.

[73]) Neuauflagen des B. d. K. bei Janke in Berlin, 1905, sowie die in der „Bibliothek pädagogischer Klassiker" von Karl Muthesius, 1908 (Vorwort).

[74]) Die Kapitel: „Eine Urgroßtante" und „ein Sopha für 10 Rthlr." erschienen zuerst im „Echo", Dezember 1844, in Thorn bei Lambeck (nicht mehr aufzutreiben) und mißfielen. „Schale Kindereien" nennt sie ein Kritiker im „Thorner Wochenbl.", 1. März 1845.

Den entscheidenden Anstoß zur Abfassung des B. d. K. gab das Wiedersehen mit den Stätten seiner Kindheit in Königsberg. Das Kapitel „Königsberg oder mein kindlicher Verkehr mit der sittlichen Welt" (= B. d. K., 5. Aufl., 211—265) ist zuerst entstanden, und zwar zwischen 25. Juni 1844 und 16. August 1844, wie die noch erhaltene älteste Fassung dieses Teiles bezeugt. In diesem Texte heißt es an einer

am 6. August 1844 geschriebenen Stelle (abweichend von S. 246 der endgültigen Fassung) „. . . als mich im verwichenen Sommer meine Herzensbangigkeit widerum nach 36jähriger Abwesenheit nach Königsberg geführt hatte . . .", darunter kann nur der Sommer 1843 verstanden werden, wie ja auch die in der später hinzugesetzten Überschrift dieses Kapitels angegebenen Zahl 1843, S. 246, bestätigt. Der erwähnte Urtext unterscheidet sich von dem ersten Druck (1847) nur durch Ausmerzung einer Reihe von Personennamen und genauen Ortsbezeichnungen sowie durch eine Menge stilistischer Verbesserungen. In einem Brief vom 13. Januar 1845 schreibt Goltz an den Schwager Brohm: „. . . da ich um diese Zeit (d. h. 8—14 Tage nach dem Briefdatum) mit einem fertigen Buche gen Berlin und Leipzig wandern will . . .". Ob dies „fertige Buch" schon das B. d. K. in letzter Fassung und vollem Umfange war, ist fraglich. Möglich wäre dies bei Goltz' stets betätigter Schnelligkeit der Produktion.

[75]) Diese Broschüre erschien in Leipzig bei Michelsen 1845. Über die durch sie hervorgerufene Preß- und Broschürenpolemik vergleiche „Grenzboten", 23. Juni 1871, S. 1015. Diese Broschüren sind auf den deutschen Bibliotheken nicht mehr aufzutreiben. Im „Thorner Wochenblatt" (1. März 1845) wird der Verfasser des „Hlg. Rock u. d. Br. d. H. Joh. Ronge" für einen Tollhauskandidaten erklärt, dem die Polizei das Schriftstellern untersagen müsse. Im „Thorner Wochenbl." (8. März 1845) vermutet jemand als Verfasser der Broschüre „einen hinter Freigeisterei verkappten Jesuiten, der sich den Spaß macht, als Mephistopheles aufzutreten, um ein geistreiches Capriccio mit wilden Kreuz- und Quersprüngen teils tölpischer, teils graziöser Art vorzutanzen." Günstig urteilt der Kritiker in „Königsberger Zeitung", Nr. 57, 8. März 1845 (= „Thorner Wochenbl.", 15. März 1845). Interessant für die deutschkatholische Bewegung in Thorn sind die Artikel des „Thorn. Wochenbl." vom 25., 29. März, 5., 9., 12., 23. April, 28. Mai, 26. November 1845.

[76]) Es erschien zugleich mit dem B. d. K. 1847 bei Zimmer in Frankfurt a. M. Rezensionen im „Königsb. evangel. Gemeindeblatt", 1848, Nr. 16, „Literarische Zeitung" (Berlin), 1847, Nr. 94, „Rhein.-Westfälische Zeitung" 1849, Nr. 46.

[77]) Vollendet Juli 1849, erschienen Erlangen 1850.

[78]) Über diese Idealencyclopädie, die in der Art von etwa Pierre Bayles „Dictionoire historique et critique" gedacht war, vgl. S. 96!

[79]) „Volksblatt für Stadt und Land", 13. Januar 1850. Rezension von O. Glaubrecht im „Westpr. Volksbote".

[80]) Zuweilen tritt zu dem Widerspruch aus Methode noch der Widerspruch aus Unklarheit, d. h. zur konträren Gegensätzlichkeit der kontradiktorische Widerspruch. Hier mögen, um die Unmöglichkeit der Analysierung der Goltzschen Lebensanschauung oder ihres Vergleichs mit denen anderer Denker zu belegen, beispielsweise eine Anzahl sich kontradiktorisch widersprechender Aussagen über Gott angeführt sein: In einer in Reinschrift ausgeführten, von ihm selbst mit „imprimatur" versehenen Studie: „Das Problem von der Materie, ungelöst von Bogumiły Goltz", 3. Juni 1844 (21 Quartblätter) heißt es zuerst im panentheistischen Sinne: „. . Gott ist nicht minder außerhalb der Welt als innerhalb." 16 Seiten später: „. . die Materie existiert innerhalb und außerhalb des göttlichen Geistes." Ferner: Im „Menschen-Dasein", II, S. 72, besteht Goltz auf einem „persönlichen dreieinigen Gott"; in „Die Gegenwart", Bd. IX, S. 231, aber beschwert er sich: „Da verlangt man von mir, ich solle an die Gottheit Christi glauben und die meisten Menschen heucheln und stellen sich, als ob sie daran glaubten. Aber k a n n das ein vernünftiger Mensch? Kann ich einen Menschen für Gott halten, von dem ich innerlich überzeugt bin, daß ich in vielen Punkten gescheiter bin als er?" Dagegen bekennt er sich in „Deutsche Entartung", S. 73, wieder zu Christus, „dem wahrhaftigen Gottessohn", und zu „Christi

Lehre im Buchstaben und in der Idee" als zu einem „unantastbaren, unvergänglichen Heiligtum. Solche Stellen ließen sich vielfach vermehren. Wie er über dergleichen Widersprüche — die durch historische Entwickelung seines Denkens sich nicht erklären lassen — dachte, wird S. 54 mitgeteilt. — Vgl. ferner über die in M.-L. enthaltenen Widersprüche, S. 70 ff. und 75 ff.

[81]) H. Heine: Reise von München nach Genua, Kap. VI.

[83]) K. Joel: „Der Ursprung der Naturphilosophie aus dem Geiste der Mystik." Jena, 1906, S. 9—35.

[84]) S. 68 f. und [109]).

[85]) W. W., I, 10, 191 f.: „Mystizismus drückt nur den Gegensatz gegen formell wissenschaftliche Erkenntnis aus."

[86]) Schelling, W. W. a. a. O.

[87]) Die folgende Darstellung seines Symbolismus schließt sich vorzugsweise den Abschnitten des B. d. K., S. 232—251, an. Doch sei betont, daß die Ordnung der Gedanken vom Verfasser nicht ohne Zwang und unter Vernachlässigung vieler Varianten anderer Goltzischer Bücher hergestellt werden konnte. Bei den vielen Abweichungen und des Autors ausgesprochener Abneigung, von seinen „vollen Fühlungen" zu „leeren Begriffen" vorzudringen, ist eine Analyse nicht ausführbar.

[88]) M.-D. II 14: „Das Gemeinplätzige wird zum Ungemeinen im Herzen des ungemeinen Menschen."

[89]) B. d. K., 11 ff., Jgl. I, 115 ff.

[90]) Dieser Abschnitt schließt sich „Kl. i. Ge.", 27 f. an.

[91]) Mit diesen von Georg Hamann entlehnten Worten charakterisiert Goltz seine Poesie. B. d. K. 239.

[92]) So hatte Goltz also von der Hegelschen Logik einen mystischen Gebrauch gemacht. Wie sicher er in der so rational auftretenden Hegelschen Philosophie den mystischen Kern erkannt hatte, geht aus folgender Stelle hervor: „Wer nach dem Studium der Hegelschen Logik und Dialectik, nach diesem Identifizieren und Dualisieren von Sein und Denken, von Sein und Nichtsein, von Wort und Sache, von Physik und Dialectik, von Vernunft und Wirklichkeit und von allen Gegensätzen der Welt noch von dem Mystizismus der religiösen Dogmen geniert sein kann, der läßt freilich zu wenig Logik an sich kommen." (G. d. d. G. 341.) Es erscheint mir wesentlich, hier auf H. St. Chamberlains Büchlein: „Arische Weltanschauung" (= „Die Kultur", Bd. I, Berlin 1905) aufmerksam zu machen, das mir noch in letzter Stunde vor Drucklegung dieser Schrift in die Hand fiel. Chamberlain weist S. 48 ff. die Freude an Widersprüchen als hervorstechendste Eigentümlichkeit des aro-indischen Denkens auf, kraft derer die indische Weltanschauung zu systemlosem Wuchern gebracht wird und sich „alogisch" gestaltet, in dem Sinne nämlich alogisch, daß die Logik das Denken nicht beherrscht, sondern ihm nur, wo es not tut, dient." Das paßt Wort für Wort auf Goltz.

[93]) Gemeint ist hier nicht Protagoras, für den Gomperz (Griechische Denker, I, 366 ff.), wie ich meine, mit Recht den extremen Subjektivismus ablehnt, sondern die Schar seiner skrupellosen Nachfolger etwa den Verfasser der τετραλογίαι oder Sophisten vom Schlage der in Platons „Euthydemos" gezeichneten.

[94]) Vgl. Prölß: Das Junge Deutschland, 1892, S. 510.

[95]) P. Nerrlich: „Jean Paul", 1889, S. 60.

[96]) Jos. Müller: „Jean Paul-Studien", 1900, S. 24.

[97]) „Die Gegenwart", hrg. Paul Lindau, Bd. IX, S. 232.

[98]) Über das Wunder der Person handelt Goltz besonders G. d. d. G. 161 ff., „Fgbl.", I, 24 ff.

[99]) Vgl. Hebbel, Werke, hrg. Werner, Bd. XI, S. 361.

[100]) Hebbel, Werke, hrg. Werner, XII, 218. W. Menzel in „Literaturblatt", 2, X, 1852, 325. O. Spielberg in „Deutsches Museum", 1865, II, S. 696. R. Gottschall in „Unsere Zeit", 1871, 6. Heft, S. 372. „Deutsches Museum", 1852, II, 379.

[101]) F. Lienhard ist die Rettungstat gelungen, durch Zusammenstreichung alles überflüssigen, ärgerlichen Beiwerks den Kern des Buches die „erste Liebe" als Novelle darzubieten. So kann man ungetrübte Freude daran haben.

[102]) Es sei hier beispielsweise nur darin erinnert, daß Goltz sein Gut nicht von den Eltern geerbt hat, daß die Mutter vor dem Vater starb und nicht umgekehrt, und daß er 1813 nicht in den Krieg gezogen ist; denn damals war er erst 12 Jahre alt.

[103]) Beobachtungen darüber bei J. G. Kohl: „Skizzen aus Natur- und Völkerleben", 1851, S. 72 f.

[104]) G. H. Schubert: „Reise ins Morgenland", 1839, Lamartine: „Souvenirs impressions pensées paysages pendant un voyage en Orient", 1835, deutsch von Herwegh, 1843. Daß Goltz beide Bücher gekannt und geschätzt hat, geht aus mehreren Erwähnungen im Kl. i. Ae., 87, 110, 181, 185, 212, 237, hervor. Abhängig erscheint er von diesen Reiseschriftstellern nicht, es sei denn, man nähme an, Lamartines Werk habe ihm formell die Abfassung seines eigenen in Tagebuchform nahegelegt.

[105]) R. Lepsius: „Briefe aus Aegypten, Aethiopien und der Halbinsel Sinai", in Buchform erst 1852 erschienen. Lepsius hatte seine Reise 1842/45 ausgeführt und Berichte davon in Briefform schon während dieser Zeit meist in der „Preußischen Staatszeitung" veröffentlicht. Goltz hat Lepsius meist zitatweise benutzt, z. B. S. 127, 419, 282. Gekannt hat er ferner der Gräfin Ida Hahn-Hahn: „Orientalische Briefe", 1844, und das in Jul. Mosens „Bilder im Moose" enthaltene Tagebuch eines Teilnehmers der Napoleonischen Expedition nach Ägypten. Vgl. Kl. i. Ae., 19,127, 197, 223.

[106]) Fürst Hermann zu Pückler-Muskau hatte ebenfalls ein Buch über Ägypten geschrieben: „Aus Mehemed Alis Reich", 1844. In Goltz' Journalen ist Pückler oft tadelnd erwähnt, z. B. 29. Juli 1838: „. . ein geschmackssekler Aesthetiker und Voyageur à la Pückler . ." 6. Dezember 1838: „Fürst Pückler ist ein Lump, daß er nicht am liebsten getreuer Herr ist seiner Untertanen." 20. Dezember 1842: „Unter die mir widerwärtigen Literaten gehören: Varnhagen v. Ense, Sternberg, Rumohr, Pückler-Muskau, schon wegen ihrer direkt und indirekt dargelegten Extraction und praetendierten Grazie, wegen ihrer durchaus auf die Façons, auf Formen und Talente gestellten Bildung, ihrer nirgends effektiv ausgesprochenen Männlichkeit und Charakterstrenge."

[107]) „Unterhaltungen am häuslichen Herd", 1853, S. 703.

[108]) Erschienen in Berlin bei Duncker, 1853, 2. Aufl. 1860, 3. Aufl. 1877. Rezensionen: „Blätter für literar. Unterhalt.", 1853, S. 1015 (Marggraf); „Unterhalt. am häusl. Herd", 1853, S. 703 (Gutzkow); „Illustrierte Zeitung", 8. Oktober 1853, Nr. 536 (Fr. Hebbel); „Deutsches Museum", 1853, II, 291 (Prutz).

Das Buch ist keine bloße Wiedergabe seines auf dem Nil und überall noch unter dem frischen Eindruck geschriebenen Tagebuchs. Aus einem Brief an seine Frau vom 3. März 1850 (aus Rom) ergibt sich z. B., daß er die Cheopspyramide erst auf der Rückreise aus dem Innern des Landes besucht hat, während er in dem Buche überhaupt nur von seiner Nil aufwärts gerichteten Tour spricht. So bietet sich das Buch zwar keineswegs als abgerundetes, aber doch nach künstlerischen Rücksichten geordnetes Werk dar.

[109]) Die alte biblische Lehre vom „idealen Urzustand der Welt" hatte durch Schelling und die Schellingianer besondere philosophische Ausprägungen in Gestalt von halbpoetischen Kosmogonien erhalten (vgl. S. 79). Goltz wurde damit als

Student in der Steffensschen Vorlesung über Anthropologie (in Buchform 1822 erschienen) bekannt. (Vgl. „Die Gartenlaube", 1861, Nr. 9, S. 134.) Seine naturphilosophischen Ansichten schließen sich denen H. Steffens nicht in Einzelheiten, aber in den Grundzügen an. Zum Zwecke des Vergleiches sei hier der Inhalt der „Anthropologie", soweit er Verwandtschaft mit dem Goltzischer Schriften (besonders mit M. L.) zeigt, kurz skizziert:

Die Welt ist eine Schöpfung und Offenbarung des göttlichen Willens. Ihr ursprünglicher chaotischer Zustand stellt sich dar als ein wilder Kampf von polaren Natur- und Geisteskräften, der seinen Ausgleich und Schlußpunkt im Zustande der „Unschuld" findet. Jetzt erst entsteht der Mensch, womit die Schöpfung ihre Vollendung erreicht hat. In diesem paradiesischen Zeitalter herrscht die „Unschuld" — das bedeutet: die unzertrennliche, selige Einheit und Versöhnung von Natur und Geist — als ordnendes und innerlich belebendes Prinzip des Alls. Der Mensch ist ganz Natur, und als Zeichen dieser inneren Harmonie überglänzt eine göttliche Schönheit und Religiosität das Leben. All diese paradiesische Herrlichkeit ging jedoch wieder durch die Schuld des Menschen verloren: er vermaß sich, mit „frechem Erkennen" in das Mysterium der Natur eindringen zu wollen, das, was sich geheimnisvoll in der Natur und ihrer Geschichte offenbart, im Begriff zu verfeinern, Göttliches im menschlichen Gedanken einzufangen, die Geschichte der Welt loszureißen von dem stillen Gesetz allmählicher Entwickelung in der Natur. Das ist des Menschen Ursünde, die Wurzel alles irdischen Übels. Nun war die Heiligkeit der Natur verletzt und damit die Harmonie des Alls gestört und die Unschuld des Paradieses dahin. Das alte Ringen zwischen Geist und Natur begann aufs neue und füllte die Welt wieder mit Unruhe und Unfrieden. Der Mensch fuhr fort, die Natur mit dem Verstande begreifen zu wollen, ohne einzusehen, daß der Verstand nur sich selbst, niemals aber die ihm wesensfremde Natur verstehen könne und daß ihm auf diese Weise alles, was Leben heißt, ewig ein undurchdringliches Rätsel bleiben werde. So mußte der Mensch, dem Verstande folgend, der Natur sich immer mehr entfremden und immer tiefer in Irrtum, Unglück und Entartung geraten. In all seiner Not blieb ihm nur eins: die Erinnerung an das Paradies und die Unschuld. Wie ein himmlischer Traum ruht das Andenken einer entschwundenen Kindheit am Grund der Seele und weckt unstillbare Sehnsucht. Und wie derjenige Mensch erst Mensch im vollen Sinne ist und am bedeutendsten und herrlichsten erscheint, in welchem das Geheimnis der frühen Kindheit durch das irdische Bewußtsein der späteren Alter nicht verwelkt ist, so sind diejenigen Völker die herrlichsten, die jene früheste Erinnerung an ein innig mit der Natur verwobenes Leben am frischesten erhielten. Denn in ihr springt der Urquell verborgenen Reichtums, eine Quelle der Poesie und ein alles Leben erheiternder Strom eines höheren Daseins. So kann ein Volk, seines paradiesischen Ursprungs gedenkend, sich wieder der Natur und damit seinem ehemaligen Glückszustande nähern.

Die enge Verwandtschaft dieser Anschauungen mit Goltzischen liegt am Tage: der polare Kampf von Natur und Geist, die „Frechheit des Erkennens", die Unmöglichkeit einer rein verstandesmäßigen Naturerkenntnis und die Regeneration der Völker durch Erinnerung an ihre paradiesische Kindheit; all das war nicht neu, sondern nach Vorbereitung durch die Glaubensphilosophie des 18. Jahrhunderts zum Gemeingut fast aller romantischen Naturphilosophen geworden. Auf dem Wege über Steffens und G. H. Schubertsche Schriften („Symbolik der Natur", „Nachtseite der Naturwissenschaft", vgl. „Deutsche Entartung" S. 94) waren solche Gedanken bei Goltz zur Resonanz und frei-poetischer Wiedergeburt gelangt. Sie tauchen in allen seinen Schriften zusammenhanglos auf, stets mit ureigner Goltzischer Note, jedoch ohne eine merkliche Fortentwickelung zu erfahren.

[110]) Ähnliches berichtet Fr. Hebbel aus einem Gespräch mit Goltz. Werke, hrg. Werner, XI, S. 362 f.

[111]) S. 293 bis 303 (Vernachlässigung der Epochen S. 300, Vernachlässigung der Völkerliteratur S. 299).

[112]) Goltz braucht dies Wort freilich nicht im Kantischen Sinne.

[113]) Werke, hrg. Werner, XII, S. 218.

[114]) „Das Volk in der Masse, in der Versammlung, in der Jury, im Aufstande, im Volksfeste, ist nicht mehr die bloße Addition von so und so viel simpeln und unwissenden Individuen, sondern es entbindet sich ein Geist aus der Masse, der im Einzelnen nur als negative Kraft vorhanden war." (M. L. 86.) M. Lazarus in „Zeitschrift für Völkerpsychologie", I, 245 ff. (vgl. auch II, 400, 426).

[115]) Gutzkow: „Unterhaltungen am häuslichen Herd", 1858, S. 671. Einhorn: „Magazin für die Literatur des Auslandes", 22. Februar 1859, S. 89. Marggraf: „Blätter für literarische Unterhaltung", 1859, S. 301. W. Menzel: „Literaturblatt", 1858, S. 225.

[116]) Die folgenden Ausdrücke und Wendungen sind Goltzischen Kapitelüberschriften entnommen.

[117]) Goltz' Ansichten über die Ineinsbildung von Idealismus und Realismus decken sich mit denen Rud. Gottschalks (Poetik, 4. Aufl., 1877, S. 118 ff. „Idealismus und Realismus"). Einig sind beide Männer in der Verurteilung sowohl des einseitigen Idealismus mit seinem naturlosen Geist, als auch des einseitigen Realismus mit seiner geistlosen Natur. Nur echte Durchdringung beider Prinzipe, von Natur und Geist, erzeuge das wahrhaft schöne Kunstwerk. Doch müsse in diesem Bunde, da alle Dichtung aus dem Geiste hervorgehe, eine freie Schöpfung des Geistes sei, zuletzt doch der Idealismus eine höhere Berechtigung als der Realismus, „welcher diesen freischaffenden Geist an die Galeerenbank der Wirklichkeit schmiedet und zur sklavischen Nachahmung der Natur verdammt", beanspruchen.

[118]) Diesem Abschnitt liegen insbesondere die Schilderungen des Zeitgenossen J. G. Kohl („Skizzen aus Natur und Völkerleben", 1851, S. 67 bis 154) zugrunde.

[119]) Lud. Pietsch: Wie ich Schriftsteller geworden bin. S. 227.

[120]) Undatierte Journalnotiz auf losem Blatt, dem Schriftcharakter nach aus den fünfziger Jahren.

[121]) z. B. Theodor von Sydow (vgl. Goethes Gedichte, hrg. Loeper, I, 336) und Elise Schmidt (vgl. Alex. Jung: „Moderne Rhapsoden" in „Unsere Zeit", 1870, S. 180).

[122]) Auf Grund von Familienbriefen und gesammelten Zeitungsrezensionen über Goltz' Rhapsodentätigkeit konnten folgende Daten festgestellt werden: Er hielt Vorlesungen: Winter 1852/53 Königsberg (Januar), Danzig (Februar), Elbing, Bromberg, Posen (März), Berlin, Frankfurt a. M., Koblenz (April), Düsseldorf, Köln. Winter 1861/62 Königsberg, Danzig, Köln, Hamburg, Düsseldorf, Stuttgart, Braunschweig. Winter 1863/64 Bielefeld, Minden, Herford, Duisburg, Dortmund (Oktober 1863), Münster, Ruhrort, Wiesbaden, Frankfurt a. M. (November), Mainz, Hanau, Heilbronn, Stuttgart (Dezember), Pforzheim, Ulm, Tübingen, Augsburg, München, Prag (?), Dresden (?), Breslau (?), Berlin (März). 1864/65 Gumbinnen, Insterburg (September), Königsberg, Eydtkuhnen, Tilsit, Memel, Berlin (Januar). 1865 Hannover, Celle (Oktober), Bremen, Oldenburg, Hamburg, Anklam, Stettin, Stralsund (Dezember). 1866 Wien (Berichte von F. Kürnberger in „National-Zeitung", Wien, 28. Januar, 1., 4., 11., 16. Februar), Pest, Preßburg, Breslau, Posen. 1867 Wien (Dezember), Salzburg. 1869 Berlin (Januar), Dresden (Januar), Chemnitz, Hamburg (Februar), Bremen (März). Die in Thorn gehaltenen Vorträge

verzeichnet Boethke: Geschichte des Coppernicus-Vereins für Wissenschaft und Kunst, Thorn, 1904, S. 10, 14, 18, 32, 48.

123) Hebbel, Werke, hrg. Werner, XI, S. 361.

124) L. Pietsch: „Wie ich Schriftsteller geworden bin", S. 228.

125) Das bezeugen seine Manuskripte, die alle in fliegender Hast geschrieben sind und fast nie inhaltliche, sondern nur hie und da stilistische Korrekturen aufweisen.

126) F. Kürnberger: Ges. Werke, hrg. O. E. Deutsch, II, S. 90 („Literarische Herzenssachen").

127) Vgl. Kürnberger: „Sprache und Zeitungen" in „Literarische Herzenssachen" = Ges. Werke, hrg. O. E. Deutsch, II, S. 18.

128) Alex. Jung: „Unsere Zeit", 1870, S. 180.

129) Goltz ist sich dessen selbst bewußt gewesen. In einem Brief an seine Frau aus Marseille, 5. September 1860, begründet er seinen plötzlichen Entschluß zu einer Reise nach Algier: „Meine Schriften werden monoton, wenn ich nicht neues Material schaffe." Auch pflegte er zu sagen: „Ein sechzigjähriger Mensch ist nichts mehr wert. Man sollte ihn totschlagen!"

130) Diese beiden Novellen, welche Goltz kurz vor seinem Tode beendet hatte, sind von Emil Kuh, dem sie von der Witwe eingeschickt worden waren, stilistisch durchkorrigiert. Einen Verleger für sie zu finden, gelang ihm anscheinend nicht.

82) Der Inhalt des Buches wurde Gegenstand lebhafter Zeitungsdiskussionen. Heiter ist das von Endrulat in den „Unterhaltungen am häuslichen Herde", 1862, S. 284, geschilderte Auftreten einer Gegnerin Goltzens (Bernhardine Strübel: Erwiderung auf B. Goltz' „Charakteristik und Naturgeschichte der Frauen", Zürich bei Ulrich, 1860). Diese Broschüre ist auf deutschen Bibliotheken nicht mehr aufzutreiben. Vgl. auch „Unterhaltungen am häuslichen Herde", 1859, S. 270 und 336.

131) Vgl. G. Kellers Brief an Hettner (Jan. 1855) in Baechtold: G. Kellers Leben, II, S. 272.

132) Vgl. Prowe: Mitt. d. Copp.-Ver., Heft 3, Anhang.

133) P. Lindaus „Gegenwart", 1876, Nr. 12 und 15. Hamerling: „Der Pessimismus im Stadium der Tobsucht", S. 231.

134) Magazin f. d. Liter. d. Auslands, 22. Februar 1859, S. 89 (Einhorn). Blätter f. liter. Unterhaltung, 1859, S. 311 (Marggraf).

135) (Melchior Meyr): „Gespräche mit einem Grobian", Leipzig, 1866. Die Anspielung auf Goltz darin (S. 31) weist als „Verläumdung" scharf zurück F. Kürnberger: Ges. Werke, hrg. O. E. Deutsch, II, „Liter. Herzenssachen", S. 64. Die Grobheit literarisch zu kultivieren bemüht sich auch Drobisch: „Der vollkommene Grobian, Gegenstück zu Albertis Komplimentierbuch, hrg. von einem Grobsack erster Sorte." Vgl. R. M. Meier: „Gestalten und Probleme" („Aus der Zeit der Grobiane").

136) Ein Teil des auf S. 96 über Goltz' Beziehungen zur preußischen Regierung Gesagten wurde dem Verfasser mündlich durch einen Beamten des Archivs des preußischen Zivilkabinetts mitgeteilt. Einsicht in die betreffenden Aktenstücke wurde nicht gewährt.

137) Vgl. Eilers: Meine Wanderung durchs Leben, 1854, S. 200. L. Wiese: Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen, 1886, S. 199.

138) Wohl dieselbe, die früher Freiligrath bezogen hatte.

139) Goltz schreibt an seine Frau 3. Dezember 1863: „Ich rackere mich ab wie eine alte Kobbel, die ein Fohlen hat und noch in der Egge geht", . . — „aber ich gebe mir die Sporen und denke mir: Hundsfott, hast du dich nicht in der Jugend getummelt, so halt's jetzt aus!" und am 12. Dezember 1863: „ich will aushalten, bis

ich über 9000 Reichsthaler verfüge, damit ich auf's Alter einen Notgroschen habe." Dergleichen Äußerungen kehren in vielen Briefen wieder.

[140]) Vgl. Göhler: Die deutsche Schillerstiftung, 1909, S. 155, 184, 192.

[141]) Hierfür wurden herangezogen vor allem: „Deutsche Romanzeitung", 1871, I, S. 869 (Abdruck aus der „Neuen Freien Presse", K. von Thaler) und III, S. 390 (Janke); „Frankfurter Museum", 1858, Nr. 25 und 27, sowie „Bremer Sonntagsblatt", 1863, Nr. 8, S. 57 (A. von Eye); „Thorner Presse", 21. März 1901 (Prowe); „Neue Freie Presse", 25 Dezember 1870 (Emil Kuh); „Thorner Presse", 21. März und 12. Oktober 1901 (Boethke); Gutzkow: Werke, hrg. Houben, XII, S. 206 ff.; Dr. Fr. Meyer (M. d. R.): Worte am Sarge von B. G., gehalten am 15. November 1870 von . . . Thorn bei Lambeck. Ferner: Aufzeichnungen von Goltz' Nichte, Amalie Goltz, und der Frau Neumann (vgl. S. 98), sowie Berichte noch lebender Bekannter von Goltz.

[142]) Das behauptete auch Otto Spielberg, der früher eine überschwängliche „Denkrede auf Bogumil Goltz" (Grünberg 1864) geschrieben hatte und sich Goltz' Schüler nannte. Vgl. „Illustrierte Zeitung", 1867, S. 333; Spielberg: Literaturportraits, Berlin, 1870, S. 10, 75. Ferner Hebbel: Briefe, hrg. Werner, V, 168.

Goltz hatte Furcht — und Hoffnung, als Scheintoter begraben zu werden. Er bestimmte, daß man ihn im unverschlossenen Sarge in die Grube senke und darüber nur eine Holzdecke mit einem Fenster anbringe. Erst nach Jahresfrist sollte die Grube mit Erde ausgefüllt werden. Man erfüllte ihm diesen Wunsch.

Schriften von Bogumil Goltz:

Buch der Kindheit. Frankfurt a. M. 1847. 4. Aufl. Berlin 1877. 5. Aufl. 1905. Ferner B. d. K. hrg. K. Muthesius 1908 in „Bibliothek pädagog. Klassiker".

Deutsche Entartung in der lichtfreundlichen und modernen Lebensart. Frankfurt a. M. 1847.

Das Menschendasein in seinen weltewigen Zügen und Zeichen. 2 Bde. Frankfurt a. M. 1850. 2. Aufl. Berlin 1868. Scheinauflage (nur neues Titelblatt).

Ein Jugendleben. Biographisches Idyll aus Westpreußen. 3 Bde. Leipzig 1852. 2. Aufl. 4 Bde. 1865.

Ein Kleinstädter in Ägypten. Berlin 1853. 3. Aufl. 1877

Der Mensch und die Leute. Berlin 1858. Derselbe Druck ist zugleich auch in fünf einzeln paginierten Heften ohne Vorrede, Gesamtregister und Widmung an K. Rosenkranz ausgegeben worden.

Exakte Menschenkenntnis in Studien und Stereoskopen. 3 Abteilungen.

1. Zur Charakteristik und Naturgeschichte der Frauen. Berlin 1859. 5. Aufl. 1874. 6. Aufl. 1904.
2. Zur Physiognomie und Charakteristik des Volkes. Berlin 1859.
3. Die Deutschen. Ethnographische Studie. 2 Bde. Berlin 1860. 2. Aufl. unter dem Titel: Zur Geschichte und Charakteristik des deutschen Genius. 1864. Ferner neue Auflage in Meyers Volksbüchern: „Kritisch durchgesehene Ausgabe mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. Hans Zimmer."

Typen der Gesellschaft, ein Komplimentierbuch ohne Komplimente. 2 Bde. Grünberg 1860. 3. Aufl. 1864. 4. Aufl. 1867.

Hinter den Feigenblättern. 3 Bde. Berlin 1861—64. Hieraus Bd. 2 und 3 unter den Titeln: Diagnosen, Signalements und Der-

dikte für exakte Menschenkenntnis. Berlin 1873. Eine Umgangsphilosophie. Berlin 1873.

Die Bildung und die Gebildeten. Eine Beleuchtung der modernen Zustände. 2 Bde. Berlin 1864. 2. Aufl. 1867.

Das Kneipen und die Kneip-Genies. Berlin 1866. Sonderabdruck aus „Feigenblätter" (= S. 219—277).

Die Weltklugheit und die Lebensweisheit mit ihren korrespondierenden Studien. 2 Bde. Berlin 1869.

Vorlesungen. 2 Bde. Berlin 1869. 1. Bd. Die Ehe und Ehestandskandidaten. — Charakteristik der Männer und Frauen. 2. Aufl. 1871. 2. Bd. Shakespeare Genius und die Tragödie Hamlet. — Kindheit, Jugend und Alter. — Das deutsche Volksmärchen und sein Humor. 2. Aufl. 1871.

Zeitungsaufsätze von Goltz:

„Die feine und die derbe Lebensart", „Daheim", 1865, Nr. 3.

„Ein Heimgekehrter und sein Liebesglück", Novellette, „Thorner Zeitung", 21. Oktober 1868.

Auswahlen:

Bogumil Goltz: Auswahl aus seinen Schriften, hrg. und eingel. von Fritz Lienhard in den „Büchern der Schönheit und Weisheit", hrg. von J. E. Freiherr von Grotthus, Stuttgart 1904.

Aus Bogumil Goltz' Schriften, hrg. von Philipp Stein, Reclams Universalbibliothek Nr. 4918, 4227.

Gedruckte Briefe von Goltz.

An W. Buchner (23. Januar 1867) „Deutsche Dichtung", hrg. Franzos, Bd. 26, S. 30.

An Moritz Lazarus. Nahida Ruth Lazarus: „Moritz Lazarus' Lebenserinnerungen", Berlin 1906, S. 119, 159.

An Fr. Hebbel (17. April 1850 und 7. Januar 1853). Hebbels Briefwechsel, hrg. F. Bamberg, 1890, S. 446.

An W. Menzel. Mitteilungen aus dem Literaturarchiv in Berlin. Briefe an W. Menzel, hrg. H. Meißner, 1907.

Bildnisse von Goltz.

I Ölbild (November 1847) von Goltz' Schwager, Karl Aubel, Direktor der Gemäldegalerie zu Kassel. Brustbild.

II Einzelblatt, gez. von Gornosto in Messina 1850, Lithographie von E. Meyer, Berlin, Druck bei Gebr. Delius. Dies Bild zeigt Goltz als Rekonvaleszenten vom gelben Fieber, das ihn auf der Rückreise von Ägypten befallen hatte.

III „Gartenlaube", 1861, Nr. 9, S. 133. Holzschnitt, signiert X. A. v. W. A. sc.

IV In „Typen der Gesellschaft", 4. Aufl. 1867, Bd. I, Anhang. Holzschnitt, gez. von Paul Konewka F. L. sc.

V „Illustrierte Zeitung", 1867, Nr. 1246, S. 333. Holzschnitt.

VI Totenmaske in Gips (2 Exemplare) vom Bildhauer Rosenfeld.

VII und VIII Büste und Medaillonbild in Gips, nach der Totenmaske modelliert von demselben Künstler.

IX Gedenktafel aus Schiefer mit Umrißporträt an Goltz' Wohnhaus, Tuchmachergasse 28, gestiftet (20. März 1881) vom Coppernicus-Verein für Wissenschaft und Kunst zu Thorn.

I, VI und VII im Archiv des Coppernicus-Vereins zu Thorn; VI und VIII im städtischen Museum daselbst.

Außerdem eine größere Anzahl Photographien in Privatbesitz.

Das dieser Schrift beigegebene Porträt ist eine Wiedergabe einer Photographie aus den fünfziger Jahren.

Anmerkungen zu den Faksimiles.

Die Verse in Faksimile neben dem Porträt tragen die Überschrift: „Unter meine Photographie aus Magdeburg schrieb ich." Den Schriftzügen nach aus dem Ende der fünfziger Jahre. Der Brief in Faksimile ist an Goltz' Pflegetochter, Frau Oberlehrer Minna Brohm, gerichtet. Ihr ältestes Töchterchen hieß Amalie (= Bala) wie Goltz' Frau und war im Jahre 1849 oder 1850 bei Goltzens in Thorn zu Besuch.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Kindheit 1
Universitätszeit 16
Lissewo und Gollub 18
„Buch der Kindheit". Goltz und Jean Paul 28
Gegen Ronge und die Lichtfreunde 37
„Das Menschendasein in seinen weltewigen Zügen und Zeichen" . 39
Weltanschauung 40
Optimismus, Mystik, Symbolik 41
Der ewige Widerspruch, Subjektivismus 48
„Ein Jugendleben" 57
„Ein Kleinstädter in Aegypten" 60
„Der Mensch und die Leute" 67
Das Ideal 78
Goltz als Rhapsode, Rednerstil 86
Weitere literarische Tätigkeit 90
Goltz im Urteil der Zeitgenossen 92
Lebensumrisse 95
Schlußsentenz 102
Anmerkungen und Exkurse 104
Verzeichnisse der Schriften und Bildnisse von B. Goltz 119

Abkürzungen:

Buch der Kindheit, 5. Aufl. 1905	B. d. K.
Ein Jugendleben, 1. Aufl. 1852	Jgl.
Das Menschen-Dasein in seinen weltewigen Zügen und Zeichen 1850	M.-D.
Ein Kleinstädter in Ägypten, 1. Aufl. 1853	Kl. i. Ae.
Der Mensch und die Leute, 1858	M. L.
Zur Geschichte und Charakteristik des deutschen Genius	G. d. d. G.
(Hinter den) Feigenblätter(n), 1862—64	Fgbl.

UNIVERSITY OF N.C. AT CHAPEL HILL
000135763O1